(Sammlung)
Kriegsgefangenschaft

Bis in die Kriegsgefangenschaft.

Erinnerungen aus der Zeit

des großen Kampfes von 1870-71.

Von einem 67er.

Berlin.
Verlag von Karl Siegismund.

Bis in die Kriegsgefangenschaft.

Bis in die Kriegsgefangenschaft.

Erinnerungen aus der Zeit

des großen Kampfes von 1870-71.

Von einem 67er.

Berlin.
Verlag von Karl Siegismund.
Maurerstr. 68.

(1895)

Vorwort.

Meine Erlebnisse aus der Zeit des Kampfes von 1870/71 der Öffentlichkeit zu übergeben und damit die Welt auch meinerseits mit einem Buche oder Büchlein zu beglücken, habe ich immer eine Abneigung gehabt. Man plaudert jedoch davon, und da ist mir in Freundeskreisen vielfach zugeredet worden, meine Erinnerungen für den Druck niederzuschreiben; es gesellte sich der Wunsch hinzu, meinen Angehörigen ein Andenken zu hinterlassen; diese Antriebe und der Gedanke schließlich, daß Darstellungen von Erlebnissen des Einzelnen und von Einzelheiten ein gewisser Wert wenigstens insofern wohl nicht abgesprochen werden könnte, als dieselben besonders geeignet sein dürften, das Bild jener großen Zeit und jenes großen Kampfes lebensfrisch zu erhalten, haben mich — es sind allerdings auch darüber zwei Jahrzehnte dahin gegangen — doch noch zum Schreiben gebracht.

Einmal Hand ans Werk gelegt, kam mir's besonders darauf an, bei meiner Arbeit möglichste Genauigkeit zu beobachten, und da schienen mir meine Notizen und meine Erinnerungen, so lebhaft mir letztere noch vor der Seele stehen, doch nicht zu genügen. Ich wagte es deshalb, mich mit der Bitte um Unterstützung an das Königlich Preußische Regiments-Kommando 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67 zu wenden, des Regiments, bei dem ich die Ehre hatte, den Feldzug mitzumachen. In liberalster Weise wurde

mir von dem Königlichen Regiments-Kommando das Buch des Herrn Heinrich, Hauptmann vom Nebenetat des großen Generalstabes, à la suite des 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67, „Die ersten 25 Jahre des 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 67" zur Benutzung übergeben. Ich verfehle nicht, dem Königlichen Regiments-Kommando dafür meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Einiges namentlich von dem, was ich als Soldat in Reih' und Glied nicht wissen konnte, was mir aber zur Klarstellung unsrer jeweiligen Lage unentbehrlich war und was ich besser nicht hätte darstellen können, habe ich dem Buche wörtlich zu entnehmen mir erlaubt.

Außerdem ist mir das interessante Buch des Herrn Theodor Fontane „Kriegsgefangen", das mir der Dichter, da ich es von der Verlagsbuchhandlung nicht mehr bekommen konnte, in liebenswürdigster Weise selbst übermittelte, — wofür an dieser Stelle nochmals meinen herzlichsten Dank! — von vielem Nutzen gewesen.

So ist das Büchlein entstanden, und so möge es denn hingehen, die Kameraden von nah und fern herzlich grüßen und einer freundlichen Aufnahme und nachsichtigen Beurteilung empfohlen sein.

Sollte dasselbe aber ein Geringes beizutragen vermögen, die Liebe zum deutschen Vaterlande, zu Kaiser und Reich, die mir — das darf ich sagen — warm im Herzen sitzt, immer von neuem zu stärken und zu beleben, so würde sich reich belohnt sehen

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

		Seite
Vorwort		V
I.	Im Frieden. — Mobil. — Der Ausmarsch	3
II.	Der Vormarsch bis zu den Höhen von Spichern	14
III.	Bis Gravelotte	22
IV.	Gravelotte. Ein Ehrentag des 67. Regiments	33
V.	Vor Metz	46
VI.	Im „goldnen Mainz“	59
VII.	Straßburg	63
VIII.	Nach Belfort	74
IX.	Vor der Bergfeste	83
X.	Gegen Bourbaki	92
	Verloren	103
XI.	In französischer Kriegsgefangenschaft. Auf dornenvollem Pfade.	106
	Ile d'Oléron	119
XII.	Heimwärts	128
Schlußwort		135

„Germania, erkenne deinen Wert:
„Ein Gott, Ein Vaterland, Ein Schwert!“

Aus dem Fremdenbuche auf der Rudelsburg.

I.

Im Frieden. — Mobil. — Der Ausmarsch.

Horch! die Trommel ruft zum Streite.

Es war im Sommer des Jahres 1870. Ich befand mich auf einem einsamen, weltvergess'nen Dörfchen. Still und traut lag es mit seinen Gehöften, umschlossen von Obst- und blumigen Grasgärten. Freundlich schimmerten die weißgetünchten Mauern des Kirchleins auf sanfter Erhebung durch das Grün der das Gotteshaus tief überschattenden vielhundertjährigen Linde. Der alte knorrige Birnbaum vor dem Fenster meines Zimmers hielt traulich Zwiesprache mit dem lenzesfrohen Holunder neben ihm, wenn der Abendwind beide leise und lind umspielte. — Holder Friede lag über dem Dörfchen. Nur der schrille Pfiff der den Kiefernwald drüben durchsausenden Lokomotive gab Kunde von dem rastlosen Treiben da draußen in der großen Welt. — Die Heuernte war eingebracht, und die Ährenfelder reiften flimmernd der Sense des Schnitters entgegen. Denn ein heißer Sommer war angebrochen; mit unbeschränkter Gewalt regierte die glühende Sonne und sandte ihre sengenden Strahlen zur Erde nieder. Gewitterschwüle lag auf Flur und Hain; es mußten dunkle, drohende Wolken am Horizonte aufsteigen. —

„Plötzlich — horch! ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'n Rhein!"

Es wäre wohl ein Frevel gewesen, den Krieg den völkermordenden herbei zu wünschen.

Und doch — der Ruf zu den Fahnen führte mich fort von den Fluren, an die sich für mich so manche wehmütige Erinnerung knüpfte. Und ein Hochgefühl schwellte mir die Brust bei jenem Rufe. In die vordersten Reihen wollte ich mich stellen,

wenn es zum Kampfe ging. Und ich träumte von stiller Wacht, die Büchse fest im Arm, und hörte das Rauschen der Wogen vom grünen Rhein und die Schläge der Glocken seiner Dome, und der Hauch des Nachtwind's rauschte im Laube und brachte mir mild-klagende Grüße. Wie doch das tief ins Gemüt gelegte Gesetz des Gleichgewichts mit jeder Störung den Schmerz verbindet aber auch bestrebt ist, die verlorene Harmonie wieder herzustellen und neu zu gewinnen; nichts hätte das aber in mir jetzt mehr vermocht als der schmetternde Schall der Kriegstrompete, der Ruf zu „rüstiger That".

Ob es wohl zum Kampfe kommen werde, das war die Frage, die bang auf aller Lippen lag. Mit Spannung sah man den Berichten der Zeitungen über die Vorgänge in Paris, Ems, Berlin entgegen.

Kein Zweifel mehr; der Sturm brach los; die Wetterwolken über den Vogesen türmten sich immer höher auf. Da zuckte der Strahl. Am 15. Juli trug der Telegraph die Kunde in alle Himmelsgegenden: Frankreich hat an Preußen den Krieg erklärt! Ja an Preußen! Das war die verhängnisvolle Täuschung, der sich die Machthaber an der Seine hingaben, daß sie glaubten, der Krieg würde sich lokalisieren lassen. — Dank der patriotischen Thätigkeit vaterländisch gesinnter Männer war das Nationalgefühl jedem echtdeutschen Manne zum Bewußtsein gekommen; die deutsche Einheit, wenn auch politisch noch nicht gegründet, war in die Herzen des Volkes gegraben, kein Traum- und Nebelbild mehr. Kaum war der Kriegsruf von Paris aus ergangen, so regte sich der deutsche Volksgeist gegen die französische Beleidigung und Bedrohung in allen Gauen, im Süden Deutschlands nicht minder gewaltig als im Norden. „Ob wir eine Nation sind," — schrieb damals die Augsburgische Zeitung — „waren und sein werden, das ist jetzt die Frage .... Nicht um einen leeren Thronsessel wird die nächste Schlacht geschlagen." Und wahrlich, wenn unser Volk noch eine Probe abzulegen hatte, ob es würdig sei der Selbständigkeit und Freiheit, so hat es dieselbe glänzend bestanden. Es war eine große Zeit, die Begeisterung keine geringere als bei der Erhebung von 1813.

Der Lehrer warf hinweg das Buch;
Der Wehrer griff zum Eisen;
Der Nährer hieb das Roß vom Pflug:
Jetzt müssen wir's beweisen.

Und nicht bloß aus allen Teilen Deutschlands von der Alpe bis zum Belt, von der Weichsel bis zum Rhein: aus Österreich, wo man Wagram und den treuen Sandwirt von Passeier noch nicht vergessen, aus Petersburg, London, aus allen Teilen Amerikas, allüberall, wo Deutsche weilten, klangen die Kundgebungen voll Züstimmung und Opferbereitschaft, alle den gleichen Geist für das deutsche Recht und die Liebe zum Vaterlande atmend.

Die Liebe zum Vaterlande das ist der Funke, den die Gottheit selbst tief in der Brust des Menschen entzündet. „Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst erschien, ... wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, ... wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.“

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie fürs Vaterland!

Auch in unserm Dörfchen regte es sich; gab es doch damals keins in deutschen Landen, in dem nicht Leben und Aufregung herrschte.

Die waffenfähigen Mannschaften sahen stündlich dem Befehle zum Eintreffen entgegen. „Hast Du Ordre?“ — das war die Frage, mit der man sich begegnete; aber frisch und fröhlich und kampfesmutig tönte dieselbe von aller Lippen. Da — die ersten Granaten gleichsam — fielen die Gestellungsbefehle ins Dorf, hier hin, da hin, den Sohn von den Eltern und Geschwistern, den Bräutigam von der Braut, den Gatten von der Gattin hinwegreißend. Ebenso war es in den umliegenden Ortschaften. Doch was war das? Mannschaften meines Jahrganges hatten und bekamen Ordre, — ich nicht. Schon griff dieselbe in ältere Jahrgänge hinein; ich hatte noch immer keinen Befehl. Es bemächtigte sich meiner ein recht niederdrückendes Gefühl. Fast ging ich den Kameraden, welche stolz die Ordre auf der Brust trugen, scheu aus dem Wege. Noch einen Tag wollte ich warten, dann aber mein Recht fordern, so beschloß ich. Am 19. Juli war die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin förmlich überreicht. Es war ein eigner Fall, — ich möchte nicht Zufall sagen — daß die Kriegserklärung an Preußen gerade am 19. Juli übergeben wurde. Der 19. Juli — das war der Todestag der Königin Luise. An diesem Tage lenkte ich still und unbemerkt meine Schritte

der Kreisstadt zu. Hier das regste Leben. Man brauchte sie nicht zu kennen die Kameraden von der Artillerie, von den Husaren, der Infanterie: an der Entschlossenheit, der Kampfeslust und der Begeisterung, die von ihren Gesichtern strahlten, sah man, daß das Vaterland sie gerufen. Ich wandte mich dem „Schützenhause" zu, wo das Bureau für die Einberufung der Mannschaften etabliert war. Ein lebhaftes Treiben, ein Hinein und Heraus auch hier.

„Nun, was wird denn aus mir, Herr Feldwebel, wo bleibt denn meine Ordre?"

„Sie sind reklamiert, lieber Freund, und infolgedessen um einige Jahrgänge zurück gestellt, aber Sie kommen auch noch daran."

„Ja wohl, um beim ‚Schwamm' Gewehre zu putzen und zu hören, wie sich die Kameraden mit den Franzosen herumschlagen, daraus wird nichts, schicken Sie mich nur hin, wo ich hingehöre!"

Ein zum Bureau gehöriger Landwehroffizier kam. Der Feldwebel trug ihm vor, weshalb ich gekommen. „Das ist brav!" klopfte mir der Offizier auf die Schulter. „Schreiben Sie die Ordre, Feldwebel!" Gehobenen Herzens ging ich hinaus. Im Dorfe ließ ich davon nichts merken, daß ich mir die Ordre geholt hatte; ich hatte sie eben, wie sich das von selber verstand. Am 22. Juli, mit unter den Ersten, wie ich das gewollt, mußte ich in der Kreisstadt eintreffen. Versammlungsort war eine Wiese in der Nähe des Bahnhofes. „Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr" schlug nun für mich nicht mehr. Feldflasche und Pfeife, welch' letztere ich schon 1866 auf allen meinen Zügen, wenn auch nicht im Stiefel, wie Pfeffel singt, so doch im Brotbeutel mit herum getragen, wurden hervor geholt, die Sachen eingepackt, verschiedene Angelegenheiten geordnet, die übrige Zeit aber in der „traulichen Schenke" mit den hinausziehenden Kameraden verbracht. Bei den Gesprächen über den bevorstehenden Kampf konnte ich mir schon etwas auf meine Erfahrungen aus dem 66er Kriege zugute thun. Und in der That haben mir diese in dem Feldzuge 1870/71 gute Dienste geleistet. Ich wußte, was man an Gepäck im Felde braucht und was entbehrlich ist und konnte mich darauf einrichten. Die Strapazen auf dem Marsche, im Biwak, auf Vorposten waren mir noch in guter Erinnerung; ich machte mich für den bevorstehenden Feldzug im Voraus schon vertraut damit. Endlich wußte ich, daß im Kampfe nicht

alle Kugeln treffen, daß Umsicht, Benutzung aller Deckungsmittel — denn auch das letztere ist Pflicht des Soldaten — viel dazu beitragen können, heilbeinig wieder heraus zu kommen und daß der kernige Spruch jenes Majors: „Furcht kennt ihr nicht, aber vor der Schlacht ist dreierlei gut: ein reines Gewissen, ein kurzes Gebet und ein richtiger Schnaps“ Wort für Wort, den „richtigen Schnaps“ nicht ausgeschlossen, Wahrheit enthält. Das „Kanonenfieber“ hatte so für mich viel von seiner Intensität verloren; ich ging sicherer, unverzagter dem Kampfe entgegen. Es ist überhaupt wohl außer Zweifel, daß die großen Erfolge von 1870/71 wesentlich dem Umstande mit zu danken sind, daß ein großer Teil der deutschen Kämpfer die Kriegsschule von 1866 durchgemacht hatte. Tags darauf erhielt ich einen Brief von der Mutter. Sie schrieb mir, wie sie schon wieder von Krieg höre, sie werde mich doch nicht noch einmal müssen hinausziehen sehen, das werde doch Gott nicht wollen, sie habe ja gehört, daß, wer schon einen Krieg mit durchgemacht, nicht wieder fort brauche. Ich schrieb ihr, daß ich Ordre habe und suchte sie zu beruhigen, alle Kugeln träfen ja nicht. Es war das freilich ein Trost, von dem ich mir selber nicht viel versprach; allein was sollte ich schreiben?! Im übrigen aber sagte ich, sie werde doch gewiß nicht wollen, daß, wo alles hinaus zöge in den Kampf, ich allein zurück bliebe, was würde und müßte es ihr für eine zweifelhafte Ehre sein, wenn Gevattern und Basen nach dem Befinden des „Herrn Sohnes“ frügen und dieser fein säuberlich geborgen daheim hinter dem bekannten alten Hausfreunde säße. Daß ich mir die Ordre selbst geholt, wollte ich nicht schreiben. Gleich darauf erhielt ich einen Brief, in welchem sie mich bat, doch wenigstens noch einmal nach Hause zu kommen. Das ging jedoch nicht mehr; — und ich war im Grunde froh darüber; es blieb uns beiden eine Szene erspart — in wenigen Stunden mußte ich eintreffen. Ich schrieb jedoch, daß ich Aussicht habe, durch meinen Geburtsort hindurch zu kommen, ich würde ihr dann telegraphisch Nachricht geben, um sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung sollte sich jedoch auch nicht erfüllen. Mich beschlich der Gedanke, daß ich der Mutter durch meinen freiwilligen Eintritt doch einen tiefen Schmerz bereitet habe; ich wäre vielleicht gar nicht vor den Feind gekommen, und wenn ich blieb, würde ich nicht Schuld tragen an ihrem Kummer und vielleicht gar frühen Tode?! — Doch diese Gedanken waren nicht nachhaltig; ich hätte nicht daheim bleiben und den Kameraden „in

feiger Begeisterung" nachsehen können. Mochte nun kommen, was wollte. Am Abend vor dem Abmarsch erledigte ich schnell meine Abschiede, um am andern Morgen keinen Aufenthalt zu haben, und dann fanden wir uns noch einmal zu einer „Exkneipe" zusammen. Mit dem Schlafen in der folgenden Nacht wurde nicht viel. Hundert Gedanken schwirrten mir durch den Kopf. Wo würde ich morgen sein, wann und wo zum erstenmale mit den Franzosen zusammen geraten, die Kugeln pfeifen hören! Jene Musik lag mir von 66 her noch in den Ohren; man vergißt sie nicht wieder. Dann sah ich mich dem Feinde entgegen rücken „zum wilden eisernen Würfelspiel", sah mich im wogenden Kampfe, das Schlachtfeld mit all seinen Schrecken. Wenn mir nur nicht ein Arm, ein Bein vom Leibe gerissen würde, eine Kugel mich „glücklich" traf! Die Kugel sollte ja warm durchs Herz gehen, hatten wir uns 1866 schon erzählt. Und dann schweiften meine Gedanken hin zur seligen, glücklichen Jugendzeit. Ich sah den Garten, den Wald, wo ich mit den Altersgenossen „Soldat" gespielt. Ich war herangereift, zählte damals 26 Jahre. Wie war aus dem Spiele schon zum zweitenmale furchtbarer Ernst geworden! Welche Forderungen stellte das Leben! Dann weilte ich bei der liebenden Mutter, den Geschwistern. Wie mochten sich alle ihre Gespräche um mich drehen! Sie wußten ja, — ich hatte es ihnen geschrieben — daß ich morgen eintreffen mußte. Welche Sorgen mochten sie sich machen, wie sie sehnlichst wünschen, mich noch einmal zu sehen! Und mein Lieben es lag hinter mir wie ein liebliches Eiland in duftigem Frühlingsgewande; ich segelte von dannen, um es niemals wieder zu sehen. — Der Schlaf floh mich. Gut, daß der Morgen graute. Ich blickte hinaus; es hatte geregnet; kühl, frisch war es draußen; hier und da sang ein Vöglein sein Morgenlied. Ich machte mich zum Abmarsch fertig. Die Feldflasche, die ich mir am Abend vorher noch gefüllt, wurde umgehängt, die Pfeife in Brand gesetzt. Noch ein Blick auf die mir lieb gewordenen Räume, noch ein Blick hinüber zu dem Fenster drüben, zu dem ich manchmal hinauf gegrüßt, und hinaus ging es. Wir waren ihrer fünf, die an dem Morgen ausmarschierten. Ich holte den einen ab, der seit kurzer Zeit erst verheiratet war. Weinend hing ihm die junge Frau am Halse; sie wollte ihn nicht fort lassen. Ich bin kein Freund von Szenen und trieb zum Abmarsche. Wir zwei holten die andern. Hier ging es schneller. Ein „Adieu, Mutter!" ein Händedruck, fort, dem Ausgange des Dorfes zu. Ich war froh, auf niemand weiter

zu stoßen. Der Worte waren genug gewechselt. Frisch und wohlgemut, zeitweilig einen kräftigen „Hieb" aus der Feldflasche, marschierten wir der Kreisstadt entgegen. Wir, immer mehr trafen auf der Wiese ein. Offiziere und Feldwebel waren geschäftig, Ordnung in die Hunderte zu bringen. Die Witterung war trübe; man traf diesen und jenen; man versprach, bald etwas von sich hören zu lassen; aber schließlich wurde die Geschichte auf der Wiese doch langweilig. Da endlich: „67er angetreten!" Wir wurden verlesen, stellten uns zu drei Gliedern an, und nicht lange: „Rechts um, marsch!" ging es auf den Bahnhof. Der Perron war von Menschen dicht besetzt. „Das sind die 67er," hieß es. Stolz füllte mir die Brust. „Einsteigen!" — „Macht eure Sache gut, 67er!" Ein schriller Pfiff, und unter brausendem Hurra, von der vielköpfigen Menge auf dem Perron voll Begeisterung erwidert, dampften wir zum Bahnhofe hinaus. Unter dem Klange frischer, fröhlicher Soldatenlieder, dem Hurra auf allen Stationen ging es zunächst über Halle. Eine Schar Musensöhne schwenkte uns jubelnd die buntfarbigen Mützen nach. In Aschersleben hielten wir ein paar Minuten. An das Büffett war nicht heran zu kommen. An einer Seite des Bahnhofsgebäudes standen volle Fässer. Im Nu war eins davon in unserm Koupee; ein paar Gläser hatten wir auch erwischt. — Die erste Requisition, dachte ich. Gegen Abend erreichten wir Halberstadt. Die blauen Berge des Harzes schimmerten herüber.

Siehe, Alldeutschland zieht heran von Ost und West und Nord und Süd zum Kampf bis auf den letzten Mann für das H e i l i g s t e d e r E r d e, f ü r F r e i h e i t u n d d a s t e u r e V a t e r l a n d!

Vom Publikum begeistert begrüßt, marschierten wir in die Stadt ein. „Wir wollen euch schon pflegen, so lange ihr hier seid, einen tüchtigen ‚Pott vull Erften kohken' (Topf voll Erbsen kochen)," sagte eine neben mir hertrottende Frau. Das war gewiß gut gemeint. Im Felde wäre mir auch ein „Pott vull Erften" manchmal höchst willkommen gewesen, besonders wenn ich ihn nicht hätte zu „kohken" brauchen; hier flößte mir derselbe aber doch noch ein geheimes Grauen ein. Auf dem Domplatze nahmen wir Aufstellung. Der Offizier, der das Kommando geführt hatte, meldete die Zahl der eingetroffenen Mannschaften und fügte hinzu: „Einer hat sich freiwillig angeschlossen." Wir erhielten Quartiere; überreichlich wurden wir verpflegt. Noch an demselben Abend schrieben wir der Feder

kundigen die sogenannten Matrikel. Jedem einzelnen Soldaten wurde eine mit einer Nummer versehene Blechmarke ausgehändigt; diese sollte auf bloßer Brust um den Hals getragen werden. Die Feldwebel führten die hierauf bezüglichen Verzeichnisse. Zweck dieser Marken war eine leichtere Rekognoszierung der Toten und Verwundeten; sie wurden in dem bevorstehenden Feldzuge zum erstenmale getragen. Am anderen Morgen ging es zum „Sachen fassen“. — Nicht lange, so hatte ich meine „feldmarschmäßige“ Ausrüstung auf der Schulter, Reisbeutel, Salzbeutel, Fettbüchse, Verbandzeug, Heftpflaster und alles, was sonst dazu gehört, in den Taschen. Ich steckte mich in meine Uniform; die Zivilkleider wurden zum Abschicken eingepackt. Würde ich sie wieder sehen? Was würde die Mutter empfinden, wenn die Sachen anlangten? Wir hatten Appell, und ich teilte dabei die erwähnten Marken mit aus, nicht wenig stolz, schon im Dienste des Vaterlandes thätig zu sein. Damit war übrigens mein „Bureaudienst“ beim Regimente zu Ende. Am darauffolgenden Tage, einem Sonntage besuchte ich den herrlichen gotischen Dom. Das altehrwürdige Bauwerk machte von außen wie im Innern einen tiefen erhebenden Eindruck auf mich wie kaum ein anderer der deutschen Dome. Der Oberdomprediger sprach über die Schriftstelle: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer.“ Das deutsche Volk dürfe im Vertrauen auf seine gerechte Sache getrost hinein gehen in den bevorstehenden schweren Kampf; Gott werde mit ihm sein. Denn, frivoler als dieser sei ein Krieg noch niemals vom Zaune gebrochen. Die einmütige Erhebung der deutschen Stämme lege auch ein beredtes Zeugnis ab von dem sittlichen Werte der deutschen Nation. Aber die Worte der heiligen Schrift, es sei denn eure Gerechtigkeit besser — behielten für uns noch immer ihre Geltung. Es sei doch auch von unserer Seite manches geschehen, was das etwas starke aber nicht unberechtigte Selbstgefühl des französischen Volkes zu reizen geeignet gewesen sei. Und der Geistliche wies das in ernster Weise nach. Darum: Eure Gerechtigkeit sei besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer! Ich konnte mich der Wahrheit der eindringlichen Worte nicht verschließen.

Unser Regiment war dem 8. Armeekorps unter General von Goeben und zwar der 15. Division, befehligt vom Generallieutenant von Weltzien, und der 29. Infanterie-Brigade zugeteilt worden und hatte den Befehl erhalten, nach Koblenz zu fahren. Das Korps bildete einen Teil der I. Armee unter

General von Steinmetz. Am nächsten Montage, den 25. Juli nachmittags 4 Uhr traten wir, vollständig feldmarschmäßig gerüstet, auf dem Domplatze an. Halberstadt bereitete uns einen feierlichen Abschied. Tausende hatten sich auf dem Platze versammelt. — Aber wie drückte die Montur, der jetzt allerdings noch übervolle Tornister! — Man hatte ja dafür gesorgt, daß man vorläufig nicht Hungers sterben werde. — Ich konnte kaum Atem holen; dazu das Stehen! Doch es wurde ausgehalten. Der Oberst von Zglinicki richtete an die Vertreter der Stadt und an uns tief zu Herzen gehende Worte. Mit hoch geschwungenem Säbel schloß er mit einem Hoch auf König Wilhelm; die Regimentsmusik fiel ein. Donnernd und vieltausendstimmig hallte das Hurra wieder. Bei den Klängen eines feurigen Marsches, begleitet von vielen Tausenden und deren Segenswünschen, ging es in markigem Tritt durch die Straßen der Stadt dem Bahnhofe entgegen. Tücher wehten aus allen Fenstern. Wahrlich, um alles in der Welt hätte ich meinen Platz in Reih' und Glied nicht vertauscht! Das war ein Gefühl „erhaben und süß", hinaus zu ziehen der Feldschlacht, dem „männermordenden" Kampfe entgegen, das Gewehr fest auf der Schulter, das Auge scharf und klar, „mit Gott für König und Vaterland". Beim Marschieren wurde mir das Gepäck schon leichter. Auf dem Bahnhofe stand der Zug für uns bereit. Wir stiegen ein und fuhren unter brausendem, nicht enden wollenden Hurra 6 Uhr 37 Minuten abends ab. Im „Bataillonswagen", einem Wagen zum Transport für Mannschaften oder Pferde, in dem die Feldwebel des Bataillons Platz genommen hatten und wo sich auch die Fahne befand, kam ich mit unter. Ich machte mir's bequem. Meine Sachen schanzte ich in eine Ecke; die Feldmütze wurde aufgesetzt, die Pfeife angezündet; nun in Gottes Namen vorwärts dem deutschen Strome entgegen! Unter Scherzen und Lachen ging die Fahrt vor sich. Wir schlugen die Tour durch Westfalen ein. Wo unser Zug hielt, an jedem Bahnhofe, den wir berührten, wurden wir jubelnd begrüßt. Allmählich dunkelte der Abend. Der Aufregung in den letzten Tagen, zu der jetzt die Anstrengung der ununterbrochenen Fahrt hinzukam, folgte eine wohlthätige Reaktion. Man suchte sich zum Schlafen zurecht zu setzen, zu lehnen, wie es eben gehen wollte. Aber die Ruhe wollte nicht kommen trotz der Erschlaffung des Körpers, der Abspannung des Geistes; es war alles zu unbequem; doch nach dem Bette daheim sehnte ich mich nicht. Endlich begann der junge Tag

bläulich hindurch zu lugen durch die Lücke, die wir beim Zuschieben der Thür des Wagens gelassen hatten. Dieser und jener, der auch nicht schlafen konnte, — was alles mochte die Seelen der Waffengefährten während der nächtlichen Stunden durchzogen haben! — begann sich zu regen. Ich holte die Pfeife hervor und stellte mich an die Lücke, die noch schlafenden Kameraden nicht zu stören. Wie friedlich lagen die Dörfer, an denen wir vorüber fuhren! Ich dachte an das heimatliche; ich sah das Storchennest auf dem Scheunenfirst und die Tauben am Giebel und den Wiesengrund am tändelnden Bache entlang. — Wir erreichten das alte Hochstift Paderborn. Hier hielt der Zug. „Aussteigen!“ Wir bekamen Kaffee; das restaurierte nach nächtlicher Fahrt. Es ging nun seitwärts dem schönen Lahnthale zu. In den Morgenstunden trat auf einer der Stationen unser Bataillonsadjutant Lieutenant Vorberg in den Wagen. Er überbrachte Befehle an die Kompagnieen. Am 3. August sollten wir bei Saarbrücken stehen. Wo sich der Feind zeige, — das galt besonders für die Herren Offiziere — da solle er ohne Aufenthalt und ohne Stutzen frisch angegriffen und geschlagen werden. „Hier steht der Feind, den schlagen wir,“ hatte der alte Blücher schon gesprochen. In Litmathe erhielten wir ein kräftiges, in Reissuppe und Rindfleisch bestehendes Essen. Es war sehr heiß an dem Tage, und so wollte mir die Reissuppe nicht recht zum Gaumen. Übrigens wußte ich, daß ich den Genuß: Reis und Rindfleisch noch öfter haben werde. Auf dem Bahnhofe herrschte reges militärisches Treiben. Immer neue Züge mit Truppen sausten heran, die Wagen geschmückt mit grünen Reisern, an denselben Aufschriften wie „Eilgut nach Paris!“ und ähnliche launige.

Geradezu etwas Imponierendes hatte die Ruhe und Präzision, mit der sich alles vollzog. Jeder einzelne Mann war aufs beste ausgerüstet; das erfüllte mit Vertrauen. Weiter ging es durch das anmutige Hessenland, an dem malerisch gelegenen Marburg vorüber. Der Abend senkte sich zum zweitenmale, als wir an Gießen mit der alten Ludoviciana vorüber das herrliche Lahnthal mit seinen Felspartieen, Schlössern und Ruinen durchfuhren. Da horch! — ein Donnern, ein gewaltiges Rauschen wie Sturmgebraus im Eichenwald! — Und da hatten wir ihn, den herrlichen, den heiligen Strom des Vaterlandes, den deutschen Rhein! Ich hatte ihn vor ein paar Jahren in Oberlahnstein zum erstenmal gesehen. Der Eindruck, den der königliche Strom hier auf mich machte, wird mir immer un-

vergeßlich bleiben. Heute sah ich ihn wieder mit seinen grünen, majestätisch dahin ziehenden Wogen, mit seinen Reben, seinen sanges- und sagenumwobenen Burgruinen, seinen prächtigen Schlössern, freundlichen Dörfern und alten Städten! „Wie spiegelte er im hellsten Schein das ganze Vaterland!" Und wie innig begrüßte ich ihn heute! Aber wie blitzte und funkelte es herauf aus seinen Tiefen! Hörtest du es, das Krähen des gallischen Hahnes? Sei ruhig, bleibe ruhig, du herrlicher, du deutscher Strom!

Am Morgen des 27. Juli früh zwischen 5 und 6 Uhr erreichten wir unser erstes Ziel, Koblenz. Nur zu gern verließen wir nach der langen, ermüdenden Fahrt die Eisenbahnkoupees. In der Morgenfrühe rückten wir durch die Stadt. Auf einem freien Platze stand ein General (wie ich später hörte, der General von Ollech), an dem wir vorbei defilierten. Auf dem Petersberge, dem Glazis der Feste Franz, bezogen wir unser erstes Biwak. Die Gewehre wurden zusammengesetzt, die Tornister abgelegt, der Helm wurde mit der Mütze vertauscht. Holz und Stroh wurden herbeigeschafft, Fleisch und Reis unter die Mannschaften verteilt. Und nun ging's ans Kochen. Ich habe dazu ein verzweifeltes Geschick und überlegte, ob es nicht geratener sei, sich „lang" zu strecken, statt die Götter zu versuchen; ein Stück Kommißbrot würde es am Ende auch thun. Doch ich griff es tapfer an. Erdstücke und Steine wurden zu Herden zusammen gebaut oder Kochlöcher gegraben; bald loderten die Feuer lustig empor. Reis und Fleisch wurden, ohne erst lange Prozeduren damit vorzunehmen, in den Feldkessel befördert und dieser an einem Knüppel über das Feuer gehängt. Aber es war ein Kochen „mit Hindernissen". Der Knüppel fing immer an zu brennen, und mein Kessel zeigte öfter eine bedenkliche „Neigung", seinen Inhalt in noch nähere Berührung mit dem Feuer zu bringen. Endlich war der Reisbrei fertig. Gott sei Dank! Man suchte sich ein Plätzchen, und nun ging's ans „Löffeln". Es schmeckte; das Wie will ich nicht näher erörtern. Einen einzigen Genuß gewährte dabei der Ausblick auf den unter uns brausenden Rhein, auf Ehrenbreitenstein, das ganze herrliche Thal. Bei dem ersten Biwak jedoch schon wurde uns ein Hinweis auf das Ungemach, das während des Feldzuges in mehr als reichem Maße über uns kommen sollte. Am Nachmittage zog ein Gewitter herauf mit einem so heftigen und langandauernden Regen, daß wir buchstäblich bis auf die Haut durchnäßt wurden; dieser hätte es ja schließlich nichts

geschadet, aber die durchweichten Kleider! — Vergebens suchten wir Schutz unter den im Umkreise des Lagers stehenden hohen Bäumen. Es war, als der Regen mit dem anbrechenden Abend nachließ, ziemlich frisch geworden. Fröstelnd standen wir umher. Abends wurde jedoch Rum unter uns ausgegeben. Mit der Wärme, die durch einen kräftigen Schluck davon uns durch die Glieder zog, kehrte auch der Humor wieder. Zum Abendgebet rückten wir auf einen freien Platz. Die Mannschaften in den dunkeln Mänteln, die lautlose Stille bei dem Kommando: Helm ab zum Gebet! — es hatte etwas Düsterernstes. Das Stroh freilich war naß wie die Erde, auf die wir uns niederstrecken sollten. Man konnte aber doch nicht die ganze Nacht stehen bleiben, wiewohl wir uns später auch da hinein finden mußten. Jeder suchte sich, den Tornister als Kopfkissen, einigermaßen ein Plätzchen zurecht zu machen. Still und stiller wurde es im Lager; der Engel des Schlafes breitete seine Fittiche aus.

II.

Der Vormarsch bis zu den Höhen von Spichern.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n.
(Th. Körner.)

Das Regiment hatte den Befehl erhalten, unverzüglich weiter in der Richtung nach Trier zu marschieren. In aller Frühe sollte deshalb am andern Morgen aufgebrochen werden. Mit Tagesgrauen wurde es lebendig im Lager. Wasser wurde geholt, der Kaffee gebraut; wir packten die Tornister. „An die Gewehre!" Es wurde umgehängt, und vorwärts ging's unter Liederklang ins Moselthal hinein. Es war ein herrlicher, taufrischer Morgen, als wir in das anfangs breitere Thal hinein marschierten: drüben die ziehende Mosel, zu beiden Seiten derselben duftige Wiesen, fruchttragende Äcker, dazwischen Reihen herrlicher Ostbäume, Weingelände an den hier noch sanft ansteigenden Einfassungen des Thales hinauf; man hätte aufjauchzen mögen. Aber der Tornister, das ganze schwere Gepäck! — Ich drohte schier zu erliegen unter der Last, und doch standen wir erst am Anfange des Marsches! Was sollte das

werden?! Der Hauptmann von Kloeber reichte mir seine lederumhüllte Feldflasche vom Pferde herunter. Ein paar Worte der Aufmunterung riefen meine Kräfte wieder zusammen. Aber „die Sonne versandte glühenden Brand“ an diesem 28. Juli, je weiter wir in das nun enger werdende, tief eingeschnittene Thal hinein kamen. Schon sank manch einer ohnmächtig nieder. Ich bedurfte meiner ganzen moralischen Kraft, um immer wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen. — So in dem glühenden Sonnenbrande, umgeben von mächtigen Staubwolken, mußte es den Karawanen in der Wüste zumute sein. — Es ging fast nicht mehr. Doch der Gedanke, wärst du vorläufig daheim geblieben, kam mir nicht, und er ist mir nicht gekommen durch den ganzen Feldzug hindurch. Halt! Rendezvous! Viele warfen sich in der brennenden Sonnenhitze nieder, wo sie standen. Ich erklomm noch ein Mauerwerk, um unter dem Schatten von Weinreben zu rasten. War das eine Wohlthat! Ich zog die Stiefel aus, um die brennenden Füße zu kühlen. Das hatte mich doch recht erquickt, als es ans Weitermarschieren ging. Unser Feldwebel Borsdorf forderte uns zum Singen auf. Es ist wahr, der Gesang belebt, erhält frisch; man verfiel in Taktschritt und vergaß dabei die Qualen des Marsches. Doch auch die Lieder verstummten wieder; die Anstrengung war zu groß. Die Zahl derer, die erschöpft liegen blieben, wuchs beständig. Es war ein trauriger Anblick, diesen oder jenen Kameraden, Totenblässe im Gesicht, zusammen sinken zu sehen. Man hatte ja aber mit sich zu thun. Schweigend marschierte man weiter. — Später freilich hatten solche auch noch den Spott obendrein. „Schlapp, schlapp!“ rief man ihnen zu, besonders wenn es schon Marode gab, nachdem wir erst eine verhältnismäßig kurze Strecke marschiert waren. Das wäre mir höchst empfindlich gewesen; schon dieses Gespött nicht hören zu müssen, suchte ich mich immer weiter zu tragen.

Furchtbar quälte uns der Durst. Die Bewohner der an der Straße liegenden Ortschaften sorgten zwar reichlich für Trinkwasser, oft mit Wein vermischt; trotz alledem konnte der Durst nicht gelöscht werden. Unter Mittag mußte wiederholt eine längere Rast stattfinden. Ich legte mich bei einem solchen Rendezvous lang in den Sand am Ufer der Mosel, um Kühlung vom Wasser her zu erhalten und trank und trank aus dem Flusse. — Immer weiter ging es. Im höchsten Grade ermüdend wirkte es, daß man der vielen Krümmungen der Mosel wegen immer nur eine sehr beschränkte Aussicht hatte. Immer wieder um

eine Felsenecke herum und immer wieder dasselbe! Da glaubte man denn doch, nachdem man das stundenlang ertragen hatte, „aus der Haut fahren“ zu sollen. Ja entsetzlich! die Mosel kehrte um, und man „tippelte“ die Strecke wieder zurück, die mühsam überwunden! Aber immer weiter und kein Ende! Man nahm das Gewehr bald auf diese, bald auf jene Schulter. Bald legte man eine Hand unter den Tornister auf den Rücken, bald suchte man, ihn etwas empor hebend, vorwärts zu kommen; bald steckte man die Daumen unter die Tornisterriemen — alles wurde probiert, und nichts wollte helfen. Dieser erste Marsch ist gewiß allen 67ern in der Erinnerung geblieben; er war sicher einer der schwersten in dem ganzen Feldzuge, besonders freilich weil man das Marschieren mit dem schweren Tornister, dem Gewehr, dem dicken, zugeknöpften Rocke, den Hals in steifer Binde mit den obligaten Pferdehaaren darin, dazu mit neuem Schuhwerk angethan, noch nicht gewohnt war. Am Spätnachmittage traf uns ein schweres Gewitter, das uns wieder bis auf die Haut durchnäßte. Aber so empfindlich uns das am Tage vorher gewesen war, so wohlthuend war es heute. Der Regen brachte eine angenehme Erfrischung; die glühend heiße Luft kühlte sich ab; der Staub wurde gelöscht. Ich war mit einigen andern soweit auf den Beinen, daß ich bei einem Rendezvous ein an steiler Höhe sich hinauf ziehendes Dörflein aufsuchte, um von einem Bauer in blauweißer Zipfelmütze etwas Wein zu kaufen. Abends spät langten wir endlich — endlich in dem Städtchen Treiß an. Vor der Bürgermeisterei sollten wir Quartiere erhalten; ich kümmerte mich vorläufig nicht darum. Nachdem der Alarmplatz bestimmt und uns bebekannt gegeben war, daß es am anderen Morgen früh 5 Uhr weiter gehen sollte, warf ich meinen Tornister am ersten besten Hause nieder und mich darauf. Ein Landwehrunteroffizier, der dasselbe that, preßte heraus: Nein, das war doch zu toll! Es klang fast komisch; aber ich stimmte ihm aus voller Seele bei. Auf den Steinen wurde es mir nachgerade aber doch zu kühl und zu hart, und so ging ich in das nächste Quartier hinein. Nach Essen und Trinken frug ich nichts; nur schlafen, ruhen wollte ich. Auf einer Streu, wo die hier einquartierten Kameraden zumteil schon in einem Totenschlafe lagen, fand auch ich ein Unterkommen. Vor allzugroßer Müdigkeit und vor Schmerzen der Glieder konnte ich jedoch kaum zur Ruhe kommen. Ja das Marschieren! Nichts nimmt wohl alle Kräfte des Soldaten physische und sittliche mehr in Anspruch. Dieses

Ausharren in der Erfüllung der Soldatenpflicht bis zur äußersten Grenze, wo die Geduld fast reißt, kommt sicher dem Standhalten im Kugelregen gleich. Sagten wir's doch manchmal, das Marschieren verwünschend, wenn es doch zum Kampfe ginge! — Ich mochte doch wohl tief geschlafen haben. Am Morgen konnte ich mich kaum erheben; „stocksteif" waren mir alle Glieder. War das eine Qual, ehe die Gelenke wieder in Gang kamen! Die Leute, bei denen wir im Quartier lagen, kochten uns übrigens Kaffee und waren uns auf alle Weise behilflich. Ich bewegte mich, als zum Sammeln geblasen wurde, hinaus auf die Straße, auf — das Pflaster; es mag linkisch genug ausgesehen haben. Nachdem der Korporalschaftsführer uns „besichtigt", wir angetreten und rangiert waren, ging es weiter. Ich hatte an diesem Tage zu meinem Gepäck auch noch eine Axt in einem ledernen Futteral zu tragen; es geschah das abwechselnd in der Korporalschaft; man vergaß es am andern Morgen sicher nicht, das „Möbel" dem Nächsten „aufzuhängen". Wir marschierten in den zum Teil rauhen und wenig fruchtbaren Idarwald hinein. Es war nicht mehr so heiß. Man gewöhnte sich auch an den „Affen" (Tornister). Der Mensch gewöhnt sich an alles. Während man sich anfangs bei einem Rendezvous oder beim Beziehen eines Biwaks vor allen Dingen erst des Tornisters entledigte, kam es später so weit, daß man denselben gar nicht gleich ablegte sondern ruhig auf dem Rücken behielt, besonders wenn man warm gewesen war und ein kühler Luftzug wehte. Länger währte es, ehe ich mich mit dem Helm vertragen konnte; schließlich behielt man ihn aber auch auf dem Kopfe, wenn der Regen herniederrieselte und die Mütze dann gar bald durchweicht worden wäre. Wir erreichten Blankenrath und bezogen hier Quartiere. Der, wie schon erwähnt, geringen Fruchtbarkeit des Hunsrück gemäß waren ja auch diese. Aber die Bewohner, wenn sie mir auch etwas einsilbig erschienen, (vielleicht waren sie erstaunt über die Truppenmassen, die heran zogen) gaben alles in freundlicher Weise.

Am 31. Juli trafen wir an dem sogenannten „stumpfen Turme", einem alten Römerbauwerke, mit andern zu unsrer Division gehörigen Truppen zusammen. Hier bekamen wir auch unsern Divisionskommandeur den Generallieutnant von Weltzien zu Gesicht. Wir lagen in den Morgenstunden — es war ein herrlicher Tag — am Rande eines Waldes, als er mit seinem Stabe durch unser Rendezvous ritt. „Guten Morgen, Sieben=

undsechziger!" „Guten Morgen, Herr General!" „Ich heiße euch willkommen beim achten Armeekorps und denke, wir werden gute Geschäfte machen!" rief er uns freundlich zu. Ein solcher Gruß aus solchem Munde freut ein Soldatenherz. Es funkelte uns in den Augen. Auch die Truppen, die im engern Verbande Schulter an Schulter stehen sollten, begrüßten sich. „Lehmupp"! riefen die Rheinländer in harmonischem Klange einander zu. Über die Bedeutung des Wortes „Lehmupp", den Schlachtruf des VIII. Armeekorps habe ich nichts Rechts erfahren können. Die Gelehrten sind sich, glaube ich, darüber überhaupt nicht einig. Das Wort sollte 1866 auf einem Marsche in aufgeweichtem lehmigen Boden entstanden sein; so sagte man auch. Nun, das war gleichgültig; wir hörten den Ruf gern. Besonders ertönte er, wenn die zu unsrer Brigade gehörigen 8. Jäger mit den Königshusaren zusammen trafen. Husaren und Jäger gehören ja als „leichte Ware" schon seit den Tagen des „alten Fritz" zusammen. Das war ein Rufen hinüber und herüber. Auch wir Sachsen riefen den Jägern und Husaren „Lehmupp" zu; aber da „echote" es nicht; umsomehr riefen wir. Als wir jedoch bei Gravelotte miteinander gestanden hatten, da schienen wir den Grünröcken und Husaren ebenbürtig geworden zu sein, da scholl es auch uns kräftig entgegen „Lehmupp"!

Am 8. August erreichten wir Wadern. Hier hatte sich das ganze VIII. Armeekorps konzentriert. Wir erhielten in Wadern Quartiere und für den folgenden Tag Ruhe. Es sollte das für lange Zeit hinaus die letzte wirkliche Ruhe sein, der wir uns hingeben konnten. Da wurden denn die Glieder noch einmal ausgestreckt, daneben die Sachen gereinigt, dies und jenes wieder in Ordnung gebracht. Am Nachmittage des Ruhetages hatten wir vor Wadern Feldgottesdienst und Kommunion. Es war eine herzerquickende Feier im weiten Dome der sommerlichen Natur. Der Altar stand auf einem kleinen Hügel; die Bataillone in Kolonnen bildeten die andern drei Seiten des Vierecks. Der Feldprediger richtete tiefernste Worte an die Mannschaften; da war wohl keiner, der dem Geistlichen nicht mit stiller Andacht zuhörte. Die Gedanken kehrten heimwärts zu den zurückgelassenen Lieben, die voll Besorgnis aber auch voll Vertrauen uns nachschauten; sie richteten sich vorwärts auf den bevorstehenden schweren Kampf. — Auf dem Balkon eines Hauses am Markte des Städtchens sah ich den General von Goeben. Er blickte gedankenvoll nieder auf die sich hin und her bewegenden Sol-

daten. Was mochte in der Seele dieses ebenso kriegserfahrnen und mutigen als gelehrten Generals vorgehen beim Anblick der muntern, kräftigen Soldatengestalten? Welche Last der Verantwortung lag auf ihm? Ich konnte mich der Gedanken nicht erwehren, als ich ihn so ernst und sinnend stehen sah. Aber auch mit welch' unbegrenztem Vertrauen blickte ich zu ihm auf! Ihm folgte ich blindlings. Unter seiner Führung waren wir geborgen; er führte uns zum Siege, wenn sonst der Gott der Schlachten es nicht anders bestimmt hatte. Es ist etwas eigenes um ein solches Gefühl unbedingten Vertrauens in die höhere Führung, und es ist das ein Hauptelement der Stärke, das, was der Soldat braucht wie die Luft zum Leben. Dieses Vertrauen fehlte den Franzosen in dem Feldzuge gänzlich. Wo es aber daran mangelt, sind die Zerrüttung, die Vernichtung da. — Noch an demselben 2. August trat unser Regiment zu der vom Generalmajor von Strubberg kommandierten 30. Infanterie-Brigade über. Der General begrüßte uns in einem Parolebefehl, er freue sich, ein Regiment unter seinen Befehl gestellt zu sehen, das im Kriege 1866 schon sich eine so ruhmreiche Geschichte gemacht habe. — Am andern Morgen früh rückten wir „mit Sack und Pack" wieder aus. Das war anfangs ein schweres Fortkommen. Artillerie, Kavallerie, Pionierkolonnen marschierten neben uns her und suchten uns zuvor zu kommen. Wir mußten uns an die Seiten der Straße drängen; das stockte und stopfte unaufhörlich. Da fehlte es denn nicht an Wortgeplänkel hinüber und herüber, nicht selten derb aber immer launig. Oft bildeten dabei die Rothosen das Thema, das in allen Variationen behandelt wurde. Der Geist echter Kameradschaft wehte hüben und drüben; besonders machte sich derselbe geltend, wenn die verschiedenen Truppengattungen zusammen trafen; wir fühlten uns geborgen, wenn wir Artillerie und Kavallerie bei uns hatten, und diese blickten voll Vertrauen auf uns. — Von jetzt an wurde alles kriegsmäßiger. Wir marschierten nicht mehr allein. Alle möglichen Truppengattungen rückten rechts und links mit uns gegen die französische Grenze vor. Auf diesem Marsche am 3. August begegneten uns auch die ersten Verwundeten von Saarbrücken. Wir schauten sie mit einer gewissen Ehrfurcht an; zeigten doch die Binden, die sie trugen, daß sie schon jetzt geblutet hatten fürs Vaterland. Wir erreichten Landsweiler, Saarbrücken also noch nicht, wie ich nach dem Befehle im Eisenbahnwagen auf der Fahrt nach Koblenz immer geglaubt hatte. Am 4. August kamen wir nach

Remmesweiler. Es mochte auf dem Marsche dorthin bereits nicht so ganz sicher mehr sein. Eiligen Schritts passierten wir ein in einem Thale liegendes Dorf und erklommen nicht minder lebhaft einen Berg. Unsere Pulse flogen rascher. Hei, wie hätten wir dazwischen feuern wollen, wenn uns jetzt die Rothosen zu Gesicht gekommen wären! Unaufhaltsam wie durch das Dorf hindurch und die Anhöhe hinauf hätten wir uns tollkühn auf den stärksten Feind geworfen; er hätte uns nicht Stand halten sollen! Es zeigte sich indessen nichts. In Remmesweiler erhielt ich in einem großen Bauernhofe Quartier. Der Landwirt hatte seine helle Freude, als wir an einer langen Tafel mit gesundem Soldatenappetite den von drallen Bauernmädchen uns aufgetragenen dampfenden Schüsseln zusprachen; uns war um so wohler, als wir am andern Tage Ruhe haben sollten. Wir mußten indes noch am nämlichen unserm braven Wirt Lebewohl sagen; wir wurden nach Mainzweiler umquartiert. Unsere Offiziere feierten den Ruhetag bei vollen Flaschen, und auch wir suchten denselben möglichst angenehm zu verbringen.

Am Morgen des 6. August marschierten wir aus. Wir hatten die Avantgarde. Etwa um 7 Uhr bogen wir rechts ab in ein auf einer Anhöhe liegendes Getreidefeld. „Halt! Schuppenketten herunter! Geladen!" Das roch ja schon nach Pulver! Mit Spitze und Seitenpatrouille, unsere Offiziere mit gezogenem Säbel, ging es vorwärts. Was mochte vorn los sein? Wir spähten vorwärts, nach rechts und links. Noch eine Strecke weiter. Auf einem ebenen Felde marschierten wir unter Marsch, Marsch! in Kompagniefront auf. Adjutanten kamen geritten. Wir hielten. Es wollte sich jedoch wieder nichts zeigen. Nahmen die Franzosen Reißaus, schon wenn wir heranrückten? Wir marschierten weiter, bald jedoch in beschleunigtem Tempo. So erreichten wir querfeldein, dann auf einer Straße durch einen Wald gegen Mittag das Dorf Holz. Die Straße führte — wieder in den Wald hinein — nach Saarbrücken. Rechts von derselben lag das Dorf, links — vor dem Walde — freies Feld; auf diesem bezogen wir ein Biwak. — Wir traten damit eine Reihe von Biwaks an, die durch volle vier Wochen, bis zum 6. September trotz massenhaften Regens ununterbrochen andauern sollte. — Die Tornister wurden abgelegt; umgeschnallt aber mußten wir bleiben. Da gegen 2 Uhr erdröhnte Kanonendonner; der Kampf um die Höhen von Spichern entbrannte. Nur wenige Stunden, vielleicht 2 bis 3 davon entfernt, konnten wir deutlich den Kampf drüben auf den waldigen Höhen be-

obachten. Wir sahen, wie die Schlacht stand, schwankte. Es war, als wenn eine unsichtbare Gewalt uns triebe, unsern schwer ringenden Kameraden zu Hülfe zu eilen; man hätte, Gewehr im Arm, in den Wald hinein fortstürmen mögen. Es ist schwer, die Kameraden vordringen, sich selbst aber an den Platz gebunden zu sehen. Allein der Soldat muß den Befehl abwarten. Hier giebt es keine andere Rücksicht als die auf die Pflicht und auf den Nutzen des Ganzen; nach den Wünschen und dem Streben des Herzens darf der Soldat nicht fragen. Wir mußten schnell abkochen, uns aber jeden Augenblick bereit halten. So oft eine Ordonanz aus dem Walde, der sich nach Saarbrücken hinzog, heraus geritten kam, erwarteten wir den Befehl zum Vorgehen. Der Abend sank; noch immer wütete der Kampf; deutlich sahen wir das Aufblitzen der Geschütze, hörten den Donner derselben, das Krachen der Salven. Wir sahen es schließlich, wie unsre Geschütze in die linke Flanke des Feindes feuerten, unsre ganze Linie avancierte. Nach und nach verstummte das Feuer; es wurde still. Unsere Erwartung, mit in den Kampf eingreifen zu können, war nicht erfüllt worden. Wir streckten uns nieder. Wie mochte es drüben aussehen auf den Höhen von Spichern? Da lag gewiß manch einer mit klaffender Wunde, die treuen Augen für immer geschlossen, manch andrer im furchtbaren Todeskampfe, — und die Lieben daheim wußten es nicht. — Wann würde es an uns kommen? Nun noch lebten wir. Gott hatte bis hierher geholfen; wieder war ein Tag glücklich überstanden. Mit diesem Gedanken bin ich manchmal eingeschlafen. Über den nächsten macht sich der Soldat nicht viel Sorge.

Am andern Morgen früh 3 Uhr wurden wir alarmiert. Erneuerte sich der Kampf? Rückten wir jetzt zu demselben vor? Das Alarmsignal hat für den Soldaten immer etwas Fieberartiges im Gefolge. Es wurde schnell umgehängt, nach den Gewehren gegriffen. Wir marschierten in den frischgrünen Wald hinein, auf Saarbrücken los. Es war ein herrlicher Morgen, ein Sonntag; die Sonne strahlte golden hernieder, und die Vögel zwitscherten wie ehedem; aber wir waren auf dem Kriegspfade. Bei Mahlstadt, einer Vorstadt von Saarbrücken, rückten wir in ein Kartoffelfeld ins Biwak. Wir erblickten von hier aus die zerschossenen Häuser der Stadt, unter diesen den besonders arg mitgenommenen Bahnhof. Unwillig ruhte das Auge auf dem einer wehrlosen Stadt gegenüber so

ungerechtfertigten Zerstörungswerke der Franzosen. Nun wurde auch die Bedeutung der gestrigen Schlacht bekannt. Eine freudige Zuversicht, der feste Wille, es ihnen gleich zu thun, erfüllte uns, als wir hörten, wie brav sich die Kameraden geschlagen, wie wenig die Franzosen ihnen hatten Stand halten können trotz Chassepots und Mitrailleusen. Im Laufe des Nachmittags besuchte ich von unserm Biwak aus die Stadt. Ich fand in derselben schon hier und da Schilder in französischer Sprache; wir waren also den Franzosen hart am Leibe. Auf vielen Häusern wehte die weiße Fahne zum Zeichen, daß hier Verwundete lagen. Wenn die Stadt auch, was bei den ausgestandenen Schrecken wohl nur zu natürlich war, nicht von rauschendem Jubel widerhallte darüber, daß die Franzosen hinaus getrieben waren, so prägte sich doch das Gefühl der Beruhigung und nunmehrigen Sicherheit auf allen Gesichtern aus, und das Gott sei Dank, daß ihr hier seid! konnte man allenthalben hören.

III.

Bis Gravelotte.

Alldeutschland in Frankreich hinein!
(E. M. Arndt.)

Am Morgen des 8. August rückten wir von unserm Biwak vor Saarbrücken ab. Wir marschierten durch die Stadt. Ein überaus lebhaftes militärisches Treiben herrschte in derselben; ein echtes Kriegsbild bot sich dem Auge dar. Munitions- Bagage- Sanitätswagen durchzogen die Straßen; Truppen drängten dazwischen hindurch. Das war ein Schreien und Rufen; es war kaum vorwärts zu kommen. Mehrere Generäle ritten an uns vorüber. Die Stadt hinter uns, bekamen wir mehr Luft. Auf einem durchaus ebenen Terrain ging es den jenseits steil aus demselben sich erhebenden Höhen von Spichern entgegen. Welche Todesverachtung vonseiten unserer braven Kameraden mußte dazu gehört haben, in dieser Ebene heran zu rücken gegen jene Höhen, gespickt von Chassepots, gezogenen Kanonen und Mitrailleusen! Bei dem Zollhause Brème d'or betraten wir den französischen Boden. Der Generalmajor von Strubberg führte jedes einzelne Bataillon persönlich

über die Grenze. Mit lautem Hurra, die Offiziere mit hochgeschwungenem Säbel, vielfach mit einem kräftigen Sprunge, betraten wir den feindlichen Boden. Herüber sollten uns die Franzosen wenigstens nicht wieder bringen! Ein wunderbares, erhebendes Gefühl durchschauerte uns. Hatten wir dem Feinde auch noch nicht Aug' in Aug' gegenüber gestanden, so waren wir doch durch anstrengende Märsche rechtzeitig zur Stelle gewesen, um nötigenfalls mit eingreifen zu können und hatten auf diese Weise doch auch mit beigetragen, daß unsere Armeen die feindliche Grenze überschreiten konnten. Wir erstiegen die Höhen. Welche Mühe erforderte schon das bloße Erklimmen derselben! Wir nahmen das Gewehr zu Hilfe, um uns daran empor zu ziehen. Priesen wir den Heldenmut unserer Tapfern schon bei dem Gedanken, daß diese in der Ebene gegen jene Höhen hatten vorgehen müssen, so staunten wir geradezu, wie dieselben mit stürmender Hand hatten genommen werden können. Ein Saarbrückener Bürger, den wir oben auf der Hochfläche trafen und der den ganzen furchtbaren Kampf am 6. August verfolgt hatte, wußte auch nicht genug von der heroischen Tapferkeit unserer Truppen zu sagen. Ja, jene Begeisterung, mit der die deutschen Scharen hinaus gezogen waren, jenes mächtige, alle Stände, Alter und Geschlechter durchdringende Feuer war nicht ein wilder, flüchtiger Rausch einer falschen, gekünstelten Erregung: „auf dem Schlachtfelde draußen im Waffenglanz" bestand diese Begeisterung die Feuerprobe. — Oben faßte ich den Rand der Höhe, um mich buchstäblich vollends empor zu ziehen. An demselben entlang hatten die Franzosen Schützengräben gezogen und aus diesen auf die anstürmenden Truppen herunter gefeuert. In den Laufgräben lagen noch Tote, manche das Gesicht dem Himmel zugewandt, von der Sonne total schwarz gebrannt, neben ihnen eingetrocknete Blutlachen — ein grausiger Anblick, auf der Höhe selbst rings umher Chassepots, Montierungsstücke aller Art, Briefe an französische Soldaten von Angehörigen daheim. Welch' traurigen Eindruck macht das alles! Ich nahm einige von den Briefen auf; sie lauteten wie die, die wir aus der Heimat erhielten. Mon cher fils! und nun ergingen sie sich in liebender Sorge um den im Felde stehenden; von Ausbrüchen wilden Hasses fand ich nichts darin. Blutgetränkte Fetzen von Hemden und sonstigen Kleidungsstücken lagen am Waldrande entlang. Es schauerte mich, da hinein zu blicken. —

Die Höhen von Spichern laufen nach Frankreich hin in eine Hochebene aus. Mir erschien dieselbe — lag das vielleicht

in meiner Stimmung? — ziemlich trist. Auf dieser Hochebene rückten wir vor und bezogen nahe bei dem Dorfe Spichern, auf derselben Stelle, auf der zwei Tage vorher die Franzosen gelegen hatten, ein Biwak. Die Franzosen mußten sehr eilig Reißaus genommen haben. In einer langen Reihe lagen Tornister, Kochkessel, Waffen, Zelte, Kisten, Pomadenbüchsen und andere Dinge umher. Die Zelte wurden von unsern Offizieren in Beschlag genommen. Hier im Biwak kam einer der Kompagnieen unsres Bataillons ein Knabe zugelaufen. Er war bei Beginn des Feldzuges seinem Vater davon gegangen und hatte mit dem 12. Regiment die Schlacht bei Spichern mitgemacht. Ein Offizier war an seiner Seite verwundet worden; der Knabe hatte ihn aus dem Kugelregen herauszutragen gewußt und gepflegt bis zu seinem Ende. Nun hatte er sein Regiment nicht wieder finden können und stieß, wie gesagt, auf eine unserer Kompagnieen. Man heftete ihm eine 67 auf die Schulter und bewaffnete ihn mit einem französischen Seitengewehre. „Fritze“ machte sich nützlich, wo er konnte; er holte auf den Märschen Wasser, trug auch ab und zu einem Müden das Gewehr. So hat er den ganzen Feldzug beim 67. Regimente mitgemacht. — Wir suchten uns hier im Biwak wieder nach Möglichkeit „häuslich“ einzurichten. Die Witterung war trübe geworden; es schien regnen zu wollen. Ein paar hundert Schritt von unserm Lager weiter hinauf zog eine Straße hin; auf dieser kam ein Sanitätswagen mit verwundeten französischen Offizieren gefahren. Unser Brigadekommandeur ritt an den Wagen heran. Eine ziemlich hohe Gestalt unter diesen Offizieren ist mir noch in lebhafter Erinnerung; sein Bart à la Henri IV. zeigte sich schon stark mit Grau gemischt; er trug eine Binde um den Kopf. Die Offiziere waren offenbar erstaunt, uns hier zu finden, wo vor kurzem erst die Franzosen gelegen hatten. Der General unterhielt sich mit ihnen; ich hörte, daß er teilnehmend fragte, wo sie verwundet worden seien; mehr konnte ich nicht verstehen, da wir uns geziemenderweise in respektvoller Entfernung halten mußten und hielten. In einer die französischen Offiziere wie ihn, den General gleich ehrenden Weise verabschiedete er sich von ihnen. Der Wagen fuhr weiter. In dem Biwak bei Spichern blieben wir noch am folgenden Tage, am 9. August liegen. War ein weiterer Vormarsch nicht möglich, mußten sich erst noch mehr Streitkräfte ansammeln? Wir wußten es nicht. Der Soldat in Reih' und Glied hat ja nur einen eng begrenzten Gesichtskreis. Warum heute nach

kurzem Marsch schon ein Halt, morgen Marschieren und Marschieren bei sengender Glut bis in die sinkende Nacht hinein? Er weiß es nicht; es kümmert ihn das alles auch nicht; die Sorge dafür überläßt er Gott und seinen Führern; er ahnt es nicht, daß er in der nächsten Stunde im Feuer steht; er weiß nichts von der Entfaltung einer Schlacht, der Entscheidung und Bedeutung eines Kampfes, und das ist gut. Immer vorwärts, wenn es gilt, und frisch drauf, wenn der Feind sich zeigt, ohne lange darauf vorbereitet zu sein, das ist das beste. Aber die einzelnen Bilder und Szenen prägen sich ihm um so schärfer ins Bewußtsein, und bei der Erinnerung daran treten alle jene Momente, alle diese schönen und schaurigen Bilder mit einer Frische und Lebenswahrheit vor die Seele, als sei es gestern gewesen. —

In Wahrheit lag die Sache so: „Die französische Armee war auf beiden Flügeln bei Wörth, Weißenburg und Saarbrücken geschlagen und befand sich jetzt auf dem Rückzuge teils gegen Chalons teils gegen Metz. Die drei deutschen Armeen waren, um in breiter Front zu folgen, genötigt, eine allmähliche Rechtsschwenkung zu machen, deren Drehpunkt gewissermaßen die I. Armee (also wir mit) bildete. Letztere mußte daher zunächst und im allgemeinen in ihrer Stellung verbleiben und dann verhältnismäßig kleine Märsche machen."*) Wir blieben also am 9. August im Biwak liegen. An dem Tage wurden uns die Siege des Kronprinzen bei Weißenburg und Wörth bekannt gegeben, außerdem zwei Armeebefehle des Königs und ein solcher des Generals von Steinmetz. In den ersteren wurde uns zur Kenntnis gebracht, daß Se. Majestät das Kommando über die gesamte Armee übernommen habe, Se. Majestät blicke mit dem ganzen Vaterlande vertrauensvoll auf uns, erwarte namentlich, daß die strenge Manneszucht, durch die wir uns bisher ausgezeichnet hätten, sich auch auf feindlichem Gebiete bewähren werde; wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes, hieß es in dem Armeebefehl, es ist vielmehr Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit geschmälert werde. Ähnliches sprach sich in dem Armeebefehle des Generals von Steinmetz aus. Besonders hatte der

---

*) Heinrich, „Die ersten 25 Jahre des 67. Regiments", Verlag von Mittler und Sohn, Berlin.

„alte Löwe" hervorgehoben, daß er die Entschuldigung, nichts haben thun zu können und daß es an Befehlen gemangelt habe da, wo der Kanonendonner zu hören sei, niemals gelten lassen werde, jeder Truppenteil habe nach alter Regel vielmehr nach dieser Direktion zu marschieren, auch darauf wolle er aufmerksam machen, daß nicht auf zwei Tage verteilt werden dürfe, was an einem geschehen könne. — Diese kernigen Worte in allen drei Armeebefehlen blieben auf uns nicht ohne nachhaltigen Eindruck.

Am Morgen des 10. August brachen wir in der Richtung nach Forbach auf. An dem Wege dorthin lagen überall weggeworfene Käppis, Tornister, Gewehre u. s. w. Bei der französischen Grenzstadt Forbach mußten wir längere Zeit halten, um das IX. Armeekorps, das den Weg kreuzte, vorüber zu lassen; daher auch hier ein überaus lebhaftes Drängen und Treiben. Auf einem freien Platze vor der Stadt, am Bahnhofe hatten wir die Gewehre zusammengesetzt. Hier lagen ganze Berge von Säcken mit Hafer, große Brotvorräte, Haufen von Munition, Uniformen, wollenen Decken; es war, als hätte die gesamte französische Armee hier ihre Vorräte aufgespeichert. Endlich ging es weiter durch Forbach hindurch. Es war nur Schritt vor Schritt vorwärts zu kommen. Welches Staunen auf allen Gesichtern der Bewohner des Städtchens über die Massen von Kriegsmaterial und Truppen, die sich hier hindurch bewegten! Jenseit der Stadt war es nicht anders. Neben schier unabsehbaren Kolonnen marschierten wir weiter. Da schoben Munitionswagen, Pontonkolonnen, Wagen mit Lebensmitteln, Feldlazarette, Feldschmieden -telegraphen und, was weiß ich, in endlosen Reihen hintereinander her. Welch' ein Stocken! Es war unausstehlich. Da fehlte es denn nicht an derben Flüchen über die „verdammten Karren". Überhaupt, wo man den Blick hinwandte, nichts als Militär und militärische Fuhrwerke. Aller friedliche Verkehr war vollständig verdrängt. — Ein Gut weiß man erst zu schätzen, wenn man es verloren hat. So lernte man auch hier recht die Segnungen des Friedens würdigen, fühlte man hier eindringlicher denn je die schneidenden Gegensätze zwischen Krieg und Frieden, sah man, was es ist, wenn die Furie des Völkerkampfes mit Schwert, Geißel und Fackel, die Saaten zertretend, die Wohnsitze in Trümmer legend, aus blühenden, gesegneten Fluren Leichenfelder und Wahlstätten schaffend, über die Lande dahin rauscht, gegenüber dem nährenden, schöpferischen, schaffenden Frieden.

Doch weiter.

Als wir am Morgen des 10. August aus dem Biwak bei Spichern abrückten, machte der Himmel noch ein ziemlich freundliches Gesicht. Aber schon als wir durch Forbach hindurch marschierten, fing es an zu regnen und regnete unaufhörlich. Wir marschierten bis zum hereinbrechenden Abend. Vollständig durchnäßt näherten wir uns einem Orte; es war Lauterbach. Endlich ins Quartier! Wie wollte man sich pflegen, die nassen Kleider mit der Leinwandhose vertauschen! — Da — kurz vor dem Orte schwenkte die Tete links; es ging eine Anhöhe hinauf durch ein vollständig durchnäßtes Kartoffelstück in einen Sturzacker hinein. Hier sollte biwakiert werden! — Zum Teufel! was sollte man hier anfangen! Man stand und sah sich an. Doch der Humor machte sich auch in dieser verzweifelten Lage noch geltend, allerdings ein wahrer Galgenhumor! — Von Stroh war keine Rede, vom Abkochen ebensowenig. Fürs erste war kein Feuer in Gang zu bringen; der Regen machte alle Mühe vergeblich. Aber wenn das auch gelang, man hatte ja nichts zu kochen; die Bagage war nicht heran. — Was half alles! Es galt, sich auch hier hinein zu finden. Man fand sich auch hinein, nachdem man über das erste Schimpfen hinweg war. Das Gepäck wurde in das nasse Kartoffelkraut gelegt; es lag so wenigstens nicht im Schlamme. Um nur die Zeit hinzubringen, wandte ich mich — es war unterdessen finster geworden — mit noch ein paar Kameraden in ein nicht weit liegendes Gehölz; hier fällten wir mit unsern Faschinenmessern eine Birke. Andere hatten auch Holz geholt, und mit großer Mühe war es ihnen doch gelungen, ein Feuer zu entzünden; zu diesem trugen auch wir unsere Birke. Was aber nun weiter? Regen und nichts als Regen! — Um nur etwas in den Magen zu bekommen, kaute ich ein paar trockene Reiskörner. Welchen Wert hatte jetzt der „eiserne Bestand", (ein paar Schiffszwiebäcke, etwas Reis, Salz und Kaffee) wer denselben noch besaß und — nicht weggeworfen hatte! — Niederlegen konnte man sich unmöglich, wenn man nicht im wahrsten Sinne des Wortes „verschlammt" werden wollte. So stellten wir uns denn dicht aneinander um das Feuer herum. Die Müdigkeit war groß, und so schlief man im Stehen. Aber der Ring von Mannschaften um das Feuer herum schwankte beständig hin und her. Stand man nicht innerhalb desselben, so fiel man um, in den Schlamm; manche fielen nach dem Feuer hin und versengten sich die Kleider, die Haare. Und Regen ohne Aufhören! So verbrachte

man die Nacht; sie wird sicher jedem 67er, der sie durchlebt hat, nicht minder im Andenken geblieben sein als der Marsch im Moselthale von Koblenz nach Treiß. Der sehnsüchtig erwartete Morgen graute, aber o weh! der Himmel hing noch immer voll dicker Wolken; unendlicher Regen goß immer weiter herab. Ja so ein Biwak bei einem Friedensmanöver an einem schönen Sommerabend, reichlich versehen mit Nahrungsmitteln, mit Holz und Stroh, das ist eine Lust. Wie gar anders im Kriege! Da wird's eine Strapaze und — wie hier — oft eine furchtbare, deren Ertragung freilich nicht minder beiträgt, den Feind zu überwinden als angestrengte Märsche und mutiges Vorwärtsdringen, wenn es zum Kampfe geht. — Endlich gegen Mittag zeigte sich hier und da eine helle Stelle am Himmel. Allmählich hörte der Regen auf. Die Proviantkolonnen kamen auch heran. Gott verläßt keinen Deutschen! Neues Leben griff wieder Platz unter uns. Bei den Kolonnen erhielten wir unsre Rationen. Statt des „ewigen“ Reises erwischte ich hier einmal Linsen. Nun wurde gekocht. Die Linsen wollten gar nicht weich werden; mein knurrender Magen lehnte sich jedoch entschieden gegen alles weitere Warten auf, und so mundete es doch herrlich das „rote Gericht“. Ich war mir freilich nicht recht klar, ob die braunrote Farbe des Erzeugnisses meiner Kochkunst mehr von den Linsen oder von dem durch den Regen lehmig gewordenen Wasser herrührte. — Am Nachmittage klärte sich der Himmel völlig auf; die Sonne strahlte wieder hernieder und trocknete im Verein mit der Luft die durchnäßten Sachen. Wir reinigten dieselben, so gut es gehen wollte; alles Leid war vergessen. Auf den Höhen um Lauterbach herum biwakierte das ganze Armeekorps. Soweit man blicken konnte, nichts als Himmel und Truppenmassen. Und als am Abend die Hunderte von Feuern empor loderten und die Regimentsmusiken den Abendsegen spielten, da war wohl niemand, der sich nicht wunderbar ergriffen gefühlt hätte. — Ich kehrte wieder zurück zur Prosa des Lebens und dachte an ein Plätzchen für die Nacht. Wie, wenn der Himmel wieder sein Gesicht verhüllte? Ich scheute die Mühe nicht, mir mit noch ein paar Kameraden an einer Anhöhe eine Höhlung auszugraben. Jupiter pluvius blieb uns jedoch gnädig.

In den nächsten Tagen führten wir den großen Marsch um Metz herum aus. Am andern Morgen rückten wir bei hellem Sonnenschein aus dem Biwak von Lauterbach ab. Der Abmarsch war schwierig; es währte lange, ehe das ganze Armee-

korps in Fluß kam. Auf dem Weitermarsche wurden neben uns Feldtelegraphen gelegt. Bei Oberwieße biwakierten wir wieder. Biwak und immer wieder Biwak; unter Dach und Fach schienen wir gar nicht mehr kommen zu sollen. Am 13. August erreichten wir Vionville. Hier holte uns ein Transport Zigarren ein; die Unternehmer waren uns, wie ich hörte, von Halberstadt nachgereist. In kurzer Zeit waren die großen Kisten leer. Auch ich erstand einen kleinen Vorrat, könnte jedoch nicht sagen, daß die Zigarren dem Preise angemessen gewesen wären. Die Untugenden, die sie hatten, waren nur erträglich, wenn man sie (die Zigarren nämlich) gegen den Wind rauchte; aber sie gaben zu mancher launigen Bemerkung Veranlassung, wenn sich der eine oder der andere die Backen wund daran zog. In dem Biwak bei Vionville blieben wir noch am 14. August liegen. Der Ruhetag wurde benutzt, die Sachen und namentlich die Gewehre einmal wieder ordentlich instand zu setzen. Am Nachmittage hörten wir Kanonendonner, sahen auch in weiter Ferne einige Granaten krepieren. Diesmal ging es jedoch noch nicht nach „alter Regel", wie General von Steinmetz gesagt hatte.

Wir waren bisher noch nicht mit dem Feinde in Berührung gekommen, hatten marschiert, im Biwak gelegen, vielfach bei dem erbärmlichen Regen. Ein gewisser Unmut griff deshalb unter uns Platz. Einer unserer Offiziere äußerte einmal sarkastisch: der Feldzug wird wohl für uns damit verlaufen, daß wir zeigen, wieviel Regen wir aushalten können. Es war auch kein angenehmes Gefühl, an Truppenteilen vorüber zu marschieren, die schon im Feuer gestanden hatten. „Jetzt kommt die Avantgarde von der Trainkolonne!" riefen uns die 40er einmal beißend zu, die sich allerdings bei Spichern schon Lorbeeren geholt hatten. Auf dem Marsche am 15. August morgens gegen 10 Uhr kam einmal wieder einiges Leben ins Regiment. In lebhaftem Tempo ging es einer Anhöhe entgegen. Andere Truppenteile rückten demselben Ziele zu. Von dem Höhenrücken aus glaubten wir den Feind vor uns zu sehen. Eiligen Schritts ging es hinauf; von dem Feinde war jedoch wieder nichts zu erblicken. Auf den Fersen mußten wir ihm indes gewesen sein. Ich hörte, daß einer unserer Offiziere — wenn ich nicht irre, war es der Lieutnant von Manteuffel — zum Oberst des 29. Regiments sagte: „Nun sind wir wieder in der Reserve!" Ich schloß, daß der Feind vielleicht eine Wendung gemacht hatte. „Beruhigen Sie sich," sagte der Oberst, „ich habe dreimal unter

Goeben gefochten; Goeben bleibt nicht in der Reserve!" — Nach kurzer Rast marschierten wir weiter und bezogen am Abend ein Biwak bei Silly.

Da uns die Proviantkolonnen nicht immer folgen konnten, so stellte sich hier tageweise schon Mangel namentlich an Brot ein. Auch um den Fleischbedarf zu decken, konnten wir nicht mehr allzu wählerisch sein. Um Lebensmittel aufzutreiben, wurden daher auch die den Biwaks zunächst liegenden Ortschaften aufgesucht. Bei einer solchen Gelegenheit geriet ich einmal mit ein paar Husaren in ein ansehnliches Bauernhaus; wir hofften hier sicher etwas zu bekommen. Eine ziemlich hochgewachsene Frauensperson, etwa in den 30er Jahren, trat uns entgegen. Wir baten durchaus höflich, für Geld, das wir bereits in den Händen hielten, uns etwas Brot oder Wein abzulassen, wurden aber von der liebenswürdigen Französin rundweg abgewiesen. „Il n'a rien pour vous!" Uns so „heimleuchten" zu lassen, hatten wir nicht gerade Lust. Ohne noch viel Worte zu machen, gingen wir einfach auf die „Suche". In der Hausflur rechts sahen wir eine Fallthür; diese mußte zweifelsohne in einen Keller führen. Wir hoben die Thür auf, um uns unten umzusehen. Da wurde aber das Weib zu einer wahren Furie. Kreischend rief sie Sukkurs herbei. Wir ließen uns dadurch nicht stören, hatten aber unvorsichtigerweise keinen Posten an der Thür gelassen. Krach! — war die Fallthür zugeworfen und — verriegelt; wir saßen drin in der Falle. Alle Versuche, die Thür empor zu heben, waren vergeblich. Was nun? Wir durften doch auch nicht zu lange vom Biwak entfernt bleiben! Die Lage war kritisch. Oben hörten wir keinen Laut. Es hieß, sich nun auf alles gefaßt machen. Da glücklicherweise vernahmen wir Tritte und Stimmen unserer Kameraden, die auch in das Haus eintraten. Wir pochten aus Leibeskräften gegen die Kellerthür und wurden so befreit. Wir erzählten den Kameraden unser Abenteuer. Daß nun genommen wurde, was an Vorräten, namentlich an vorzüglichem Wein da war, brauche ich wohl nicht hinzu zu fügen. Unsere heißblütige Französin ließ sich nicht wieder blicken. Schönheiten hätten wir ihr jedenfalls nicht gesagt. Ich sah aber, daß ich bei etwaigen weiteren Rekognoszierungen von Kellern vorsichtiger zu Werke gehen müsse.

Am 16. August marschierten wir durch Teile des VII. Armeekorps hindurch und an denselben vorüber; am Abend erreichten wir Veçon. Als wir hier eintrafen, hörten wir Kanonendonner in der Ferne, und die Großherzoglich hessische

Artillerie-Abteilung rückte gerade in der Richtung des Schlachtfeldes ab. Es mußte so etwas in der Luft liegen; wir witterten die Nähe des Feindes. In einem Thalgrunde, hinter einer Anhöhe gingen wir dicht vor dem Dorfe ins Biwak. Am 17. August überschritten wir bei la Lobe mittels Pontonbrücke die Mosel, um wie das ganze VIII. Armeekorps auf die linke Seite des Flusses zu gelangen. Es galt, die Vereinigung Bazaines mit Mac Mahon zu verhindern, erstern nach Metz hinein zu werfen und hier einzuschließen. Jenseit der Mosel sammelte sich unsere ganze Division. Hier erhielten wir Nachrichten über die 7. Kürassiere, die mit unserm Bataillon in Halberstadt gelegen und so ruhmreichen Anteil an der Schlacht am Tage vorher genommen hatten. Einen unserer Offiziere hörte ich sagen, daß der Lieutnant Chappuis „ganz zerfetzt“ aus dem Kampfe herausgekommen sei. Wie flammte die Thatenlust auf bei solcher Kunde! Wir marschierten über Arnaville nach Gorze. Auf diesem Marsche überkam mich plötzlich ein Anfall von Cholerine. Ich war davon bald so mitgenommen, daß ich mich nur mühsam weiter zu schleppen vermochte. Doch ich zwang mich. Nur nicht vom Truppenteile fort! Es wäre mir fürchterlich gewesen, hätte ich liegen bleiben und meiner Kompagnie nachsehen müssen. Bei ihr fühlte ich mich „zu Hause“, überall anders fremd. Es ist nicht ohne sinnige Bedeutung, daß der Hauptmann der „Vater“, der Feldwebel die „Mutter“ der Kompagnie genannt werden, dieselbe sich als eine große Familie ansieht. Darum vorwärts, so lange die Kräfte nur irgendwie reichen wollten; ein Rendezvous oder ein Biwak (von einem Quartiere konnte man nicht mehr reden) kam ja doch zur Erholung. —

Durch Obstgärten ging es lebhaften Schrittes trotz meines erbärmlichen Zustandes hinunter in das Städtchen Gorze. Gorze liegt inmitten einer erheblich tiefen Schlucht; nur eine einzige Straße führt zwischen den an Felswänden sich erhebenden Häusern durch den Ort. Welch' ein Anblick bot sich hier dar! Mir ist derselbe der furchtbarste im ganzen Feldzuge gewesen. Trug mein körperlicher Zustand dazu bei? Selbst das Schlachtfeld von Gravelotte hat auf mich nicht diesen erschütternden Eindruck gemacht. Fand derselbe hier ein Gegengewicht in der Aufregung, hervorgerufen durch den heißen Kampf? War es, daß bei Gravelotte die Nerven schon stumpfer waren? Ich weiß es nicht. Mir ist der Anblick in und um Gorze der grauenhafteste gewesen. Ich will denselben, so gut ich kann,

zu beschreiben suchen. Das ganze Städtchen war ein großes Lazarett; alle Häuser, man sah es, lagen voll Verwundeter von unten bis oben hin. An den Häusern entlang war Stroh ausgebreitet so weit, daß nur die Fahrstraße frei war. Auf diesem lagen Verwundete, einer neben dem andern! Wo man hinsah, Blut und blasse von Schmerz verzerrte Gesichter! Blut- und Leichengeruch schien mir die Luft zu füllen. Da, an einer Mauer ein Zivilist, der Kleidung nach den bessern Ständen angehörig, — aufgehängt! Welchen namenlosen Jammer hatte dieser Krieg herauf beschworen?! Ich mochte nicht rechts und links mehr sehen. Mechanisch fast schritt ich mit. Es ging noch dazu nur mit Mühe vorwärts. Sanitäts- Train- Proviant-kolonnen schoben einander in dem ohnehin engen Städtchen. — Noch nicht genug! Aus der Stadt heraus führte unser Marsch teilweis über das Schlachtfeld vom gestrigen Tage. Der Boden war zertreten. Rings lagen Haufen von Toten zusammengetragen; daneben schaufelte man Gräber, sie zu bestatten. Sachen und Waffen aller Art lagen umher. — Wir hörten ein Geknarre wie schlecht abgegebene Salven. Einige meinten, es seien Salven, die man den gefallenen Kameraden über die Gräber feuere. Ein Offizier sagte uns, daß es Mitrailleusen seien. Der Kampf mußte also gar nicht weit von uns noch fortwüten. Wahrlich — wenn es jetzt noch hinein ging in die mörderische Schlacht, was lag daran?! Der Tod konnte kaum bitterer sein als der Seelenschmerz, der die Brust erfüllte.

Wir bezogen ein Biwak auf einem Feldplane, von Wald umschlossen, nördlich von Gorze. Der Feldplan war von einer aus Gorze herausführenden Straße durchschnitten; westlich der Straße, dicht an derselben lagen wir; östlich davon begrub man einen großen Teil der Offiziere des 72. Regiments. Das Regiment, wie wir aus dem Verbande des IV. Armeekorps abkommandiert, hatte in der Schlacht am Tage vorher ebenfalls große Verluste gehabt. Wir trafen vielfach mit Mannschaften desselben zusammen, und da wir mit den 72ern so ziemlich eine Heimat hatten, so gab es viel zu fragen nach Bekannten. Leider ruhte mancher schon im Grabe.

Wir erhielten eine reichliche Fleischportion. Das Wasser holten wir aus Gorze heraus. So kam ich noch einmal dorthin. Es herrschte hier noch dasselbe Gedränge und Geschiebe. Zum Glück befand sich in dem Städtchen eine Wasserleitung mit zwei laufenden Krahnen. Zu dem frischen klaren Bergwasser drängten sich Pferde, Ochsen, Menschen in seltsamem Vereine.

Mir war es noch immer nicht besser geworden. Ich kroch in das nahe Holz, um Brennmaterial zu holen. Am Rande des Gehölzes saß unser Oberst im Kreise von Offizieren. Da kam der Regimentsadjutant Premierlieutnant Nicolai geritten, und ich hörte aus dem Holze heraus, daß er sagte: „Meine Herren, wenn Sie die Anhöhe dort hinauf reiten, können Sie das ganze französische Lager übersehen.“ Ernste Worte waren es, die der Oberst, der alte graubärtige Herr, der das Regiment in echt soldatischem Geiste bis hierher geführt und überall war, darauf an die Offiziere richtete.

Ich kehrte aus dem Holze zurück und briet mir etwas fettes Fleisch; ich kann das sonst nicht genießen, hatte aber gehört, daß es bei choleraartigen Anfällen gut sein solle. Es fehlte mir an allem Appetite; aber ich suchte doch etwas davon in den Magen zu bringen. Es wurde mir thatsächlich besser darnach. Ich kochte mir noch einen „steifen“ Kaffee und war so ziemlich wieder hergestellt. Nun konnte der „Tanz“ meinetwegen losgehen; die Lebensgeister wurden wieder lebendig. Es war warm am Abend. Wir suchten uns ein Plätzchen zur Ruhe. „Wer wird sich morgen von uns zum Schlafe niederlegen?!“ sagte der neben uns liegende Lieutnant unseres Zuges v. Wiedebach. Ging es ihm ahnend durch die Seele? „Meinen Sie, daß wir morgen ins Gefecht kommen?“ „Ganz gewiß!“ sagte er. Die Nacht senkte sich nieder. Wir schliefen allmählich ein. — Das war der Vorabend der Schlacht von Gravelotte. — Gut, daß die Lieben daheim, die Mutter davon nichts wußten. —

IV.

Gravelotte. Ein Ehrentag des 67. Regiments.

Da durch das dunkle Graun der Nacht
Brach golden des Morgenrotes Pracht;
Die Sonne begann ihre leuchtende Bahn;
Der Tag der Schlacht stieg heiß heran.

(J. Otto.)

Frühzeitig — die Nacht war ruhig verlaufen — wurde es bei uns im Lager lebendig. Es war ein frischer, heller und klarer Morgen. Kein Wölkchen schwebte am Firmamente; strahlend vom Lichte der noch nicht über den Horizont empor getauchten Sonne, spannte das Himmelsgewölbe sich über uns aus, einen

heißen Tag verkündend. So brach der 18. August an. Wir machten uns daran, Kaffee zu kochen; das Wasser dazu hatten wir am Abend vorher reserviert. Wie einem grandiosen Schauspiele folgte ich der Weiterentwicklung der Dinge. Husaren kamen mit ihren Pferden von der Tränke aus Gorze heraus.

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod —

tönte es wehmütig-ernst zu uns herüber. Die Umrisse der Reiter waren nur dürftig zu erkennen im Morgengrauen; es machte einen wunderbaren Eindruck, das Lied singen zu hören; es klang wie ein Gebet vor der Schlacht und wie schmetternder Trompetenton zum todesmutigen Kampfe zugleich. Noch eine Weile verging. Da — aus der Ferne ein gewaltig dröhnender Kanonenschuß. War das ein Signal, der Ruf aus ehernem Munde zum Beginn des furchtbaren Kampfes? Nicht lange, so kam der Korpskommandeur General von Goeben mit seinem Stabe auf der Straße von Gorze her, an der wir, wie oben erwähnt, lagen, und ritt an uns vorüber. Der General hatte, wie ich zu erkennen glaubte, eine Karte in der Hand. Wenige Minuten darauf ertönte das Kommando: An die Gewehre! Wir musterten unsre Patronen; die Offiziere luden ihre Revolver, und vorwärts ging es. Auf die nahe Straße gelangend, marschierten wir zunächst durch den Wald, der, wie oben gesagt, unser Biwakfeld umschloß, in nördlicher Richtung von Gorze. — Die Husaren waren uns bereits voraus getrabt. — Ernst und schweigend ging es vorwärts; es wollte heute kein Lied aus der Kehle. In dem Walde hielten wir zeitweilig. Wir mußten uns in nächster Nähe des Feindes befinden; dieses zögernde Marschieren war mir in ähnlichen Lagen von 66 her noch in Erinnerung. Aus dem Walde heraus gelangten wir auf freies, welliges Feld; es war dies ein Teil des Schlachtfeldes vom 16. August. Kochlöcher und andere Spuren mancherlei Art bezeichneten die Plätze, wo die Franzosen gelagert hatten. „Wie blaue Kornblumen und roter Mohn“ aber still und unbeweglich schimmerten auch hier noch da und dort die Uniformen der Gefall'nen herüber, wenn sie auch nicht mehr so haufenweise lagen als am Tage vorher. Wahrhaft erbarmenswert war es, noch einige lahmgeschoss'ne Pferde auf den Feldern herumhinken, andere, mit den Beinen um sich schlagend, im Sonnenbrande am Boden liegen zu sehen. Welche fürchterlichen Qualen mußten diese armen Tiere ausstehen?! Da war niemand, der ihnen die ausgedörrte Zunge durch einen Trunk frischen

Wassers kühlte. Es wollte ja fast zur Unmöglichkeit werden, den tausenden von Menschen allen Hilfe zu bringen. Ich habe immer eine Vorliebe für diese edlen Tiere gehabt. Man muß sie gesehen haben, wie sie mit weit geöffneten Nüstern kaum zu halten waren, wenn der Trompete Ruf erscholl, oder wie sie, den schönen Kopf herab gesenkt, vor dem schlafenden Reiter standen, traurig fast, als ob sie meinten, er sei tot. Einige in der Nähe liegende wurden von unsern Offizieren erschossen und so von ihrer Qual befreit.

Rechts, also östlich von uns versperrte eine langsam ansteigende Höhe die Aussicht. Drüben — nördlich, in der Richtung unseres Marsches — lag das vom 16. her immer noch rauchende Rezonville. Truppenmassen bewegten sich von allen Seiten heran.

Wir marschierten bis Villers aux Bois vor. Der Wald sprang an einer Stelle, uns entgegen etwas vor, so daß sich das Feld, über das wir marschierten, an der Westseite des Gehölzes weiter hinzog. Auf diesem Felde, den Wald also nach Osten hin vor uns, marschierten wir auf. Die Gewehre wurden zusammen gesetzt. Es war gegen 8 Uhr. Die Sonne zog immer höher herauf am völlig wolkenlosen Himmel; ihre Strahlen wurden von Minute zu Minute intensiver. Insekten summten und surrten umher; sonst herrschte tiefe Stille in der ganzen Natur. Eine unheimliche Stille war es, die Stille vor einem Gewitter. Selbst die Unterhaltung der Mannschaften war nur eine halblaute. „Sieh' zu, daß Du mich findest, wenn ich fallen sollte! nimm meine Sachen, schicke sie an meine Angehörigen! schreibe möglichst tröstend! hier hast Du meine Adresse!“ so bestellte man gegenseitig sein Haus. Ein Kamerad aus meiner Korporalschaft, — Morche war sein Name, aus Wartenburg im Kreise Wittenberg — eine brave Seele, holte einen kleinen runden Spiegel hervor. „Ich will mich nur noch einmal besehen, ich sehe mich doch nicht wieder,“ sagte er. Lange und gedankenvoll schaute er in den Spiegel hinein. Nach wenigen Stunden lag er mit durchschoss'nem Kopfe und durchschoss'ner Brust am Boden. — Unterdessen hatte sich unsre ganze Division eng gesammelt. Träge schlichen die Vormittagsstunden dahin. Ab und zu ging eine Jägerpatrouille hinein in den Wald vor uns. Hin und wieder schallten einzelne Gewehrschüsse aus demselben heraus. Bekamen die Jäger die Rothosen zu Gesicht? — Da verbreitete sich gegen 10 Uhr die Kunde, der Feind sei abgezogen, ein tüchtiger Marsch stehe uns bevor. Es wurde

Befehl gegeben, die Kessel abzuschnallen und Wasser zu holen. Das war kein Zeichen eines bevorstehenden Kampfes. Wir holten das Wasser aus einem nahen Bache; es war trübe aber doch ein Labsal bei der immer zunehmenden Glut des Tages. Die Kessel wurden wieder aufgeschnallt. Da — bald nach 11 Uhr wurde es plötzlich anders. Hatten wir bisher nur einzelne Schüsse aus dem Walde heraus gehört, so nahm jetzt das Feuern von links her rapid zu; Kanonendonner mischte sich hinein. Alles wurde lebendig, griff nach den Gewehren, noch ehe gleich darauf das Kommando ertönte. „Geladen!" — „Fahnen los!" — Die Fahnenträger entfalteten die Fahnen. — Ein erhebender Schauer überlief wohl einen jeden, als er das heilige Feldzeichen wallen sah. Wer hätte ihm nicht folgen wollen?! Vorwärts ging's. Es hat etwas Ergreifendes, eine Truppe unentwegt, gehorsam dem Befehle und der heiligen Pflicht in den Kampf vorrücken zu sehen. Kaum waren wir um die Waldecke wieder herum, so sahen wir über der vor uns liegenden schon oben erwähnten Anhöhe die weißen, kleinen, dichten Wolkenknäuel der, wie es schien, über derselben platzenden Schrapnells; dieser Höhe ging es über die „Römerstraße" dahin festen Schrittes entgegen. Hier ist manches heiße Gebet zum Himmel empor gestiegen. Wir erreichten die Anhöhe. Die feindlichen Geschosse blieben hier noch wirkungslos. Vor uns senkte sich die Höhe zu einem Thale hinab; jenseit desselben stieg abermals eine solche aber steiler auf. — Wir zogen uns in das Thal hinein, hielten aber, nachdem wir vielleicht bis zur Hälfte hinunter waren. Da sauste Artillerie von rechts her in das Thal und mit hochgeschwungnem Säbel und lautem Hurra unter uns vorüber, die jenseitige steile Höhe hinauf. Oben auf derselben rechtsumkehrtschwenkt! protzt ab! Feuer! — wir sahen das allerdings nur — und Blitz und Krach und Schuß auf Schuß sandten die Geschütze ihre Todesboten hinüber in die feindlichen Reihen. Wir rückten nach. Ziemlich am Rande auf der bezeichneten Höhe angekommen, Halt! Nieder! Hinter uns, jenseit der Thalschlucht hielt der General von Weltzien, das Feuer der feindlichen Artillerie beobachtend. Die Bataillonskommandeure hatten den Blick auf ihn gerichtet. Wir überstiegen die Höhe und gelangten auf eine vollständig kahle Fläche. Hier begrüßten uns die ersten feindlichen Granaten. Mit hellem Klange sausten sie raketenartig pfeifend heran. — Der Effekt der heransausenden Granate ist immer ein ganz bedeutender, und es gehört schon eine gute Portion kalten Blutes dazu,

bei ihrem Herannahen den Nacken steif zu halten; unwillkürlich macht man ihr seine „Reverenz". — Vor uns, neben uns schlugen die Geschosse ein, Erdmassen trichterförmig empor schleudernd. Sprengstücke durchschwirrten sausend die Luft. Infolge des heftigen Geschützfeuers vonseiten unserer Artillerie lagerte sich bald dicker, berauschender Pulverdampf auf der Hochebene nieder. Die Sonne schien fahl, schwefelgelb im buchstäblichen Sinne des Wortes hindurch. Dieser schwefelgelbe Schein auf den von der glühenden Sonne in Schweiß gebadeten und von Staube bedeckten Gesichtern — es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Blicke kriechen niederwärts;
An die Rippen pocht das Männerherz.
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major.

Aber vorwärts ging's, resigniert, möchte ich sagen. Man ist so weit. Hier, wo jeden Augenblick eine Kugel treffen kann, hier hilft nichts mehr. Man schließt ab mit dem Leben, wird gleichgültig dagegen. So geht's vorwärts. — Wir gingen, unser Bataillon geschlossen, im Granatfeuer, das uns indes erheblichen Schaden nicht zufügte, gegen das Dorf Gravelotte vor. Unsre Artillerie ließen wir links hinter uns. Über eine Gartenmauer drangen wir in das Dorf ein. In demselben teilte sich unsere Kompagnie in Halbzugskolonnen. Auf die Dorfstraße schlugen schon vereinzelte Chassepotkugeln auf. Zu beiden Seiten der Straße ging es im Dorfe weiter. Am Ausgange desselben erwartete uns unser Oberst. „Die 4. Kompagnie den Berg!" rief er uns zu, eine links vor uns sich erhebende Höhe bezeichnend. Aus dem Dorfe heraus gelangten wir auf eine Chaussee. Wir blieben zu beiden Seiten derselben. Einen Augenblick hielten wir. Auf dieser Chaussee empfing uns ein barbarischer Eisenhagel von den gegenüber liegenden, dieselbe vollständig beherrschenden Höhen. Wie Regentropfen in den Staub schlugen die Kugeln auf der Chaussee auf, durchsausten sie zischend die Gebüsche an den Erhebungen zu beiden Seiten derselben. Die ersten Verwundeten kamen uns entgegen: ein bärtiger Wehrmann mit in die Höhe gestreiftem Beinkleide, das Gewehr noch auf der Schulter; das Blut lief ihm am Beine herunter. Dicht hinter mir öffnete ein Kamerad — ich habe den Namen vergessen — schnell sein Koppelschloß, den Waffenrock; er war getroffen, schien aber nicht zu wissen wo; sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck an; da sank er um. —

Mächtig ergreift der Anblick der ersten Verwundeten und Toten; der Tapferste erbebt. Wer noch einen Tropfen in der Flasche hat, stürzt ihn hinunter. — Doch merkwürdig, bald schwindet das Fieber; ein unwiderstehliches Verlangen tritt an seine Stelle: Vorwärts! nur vorwärts, um erst zu sehen, was man vorn vor sich hat! — Die Chaussee senkte sich tiefer, einen Hohlweg bildend. Vorwärts! Die Zahl der Verwundeten wurde immer größer. Der Bataillonsadjutant Lieutnant Vorberg sank an der Spitze der Kompagnie vom Pferde. Bald darauf wurde unser Bataillonskommandeur Major von Kutschenbach verwundet, der, ein leuchtendes Beispiel von Unerschrockenheit, auf der Chaussee zu Pferde verblieben war und von hier aus seine Anordnungen traf. Hier ein lauter Aufschrei, ein herzzerreißender, Mark und Bein durchdringender, dort wieder. Dem einen drang im Fallen das Blut aus Mund und Nase; ein anderer brach zusammen mit hochgeschlagenen Armen, als wenn er plötzlich gegen etwas angerannt wäre; ein dritter sank hin und blieb liegen, ohne ein Glied mehr zu rühren. — Wann würde man selbst ins Gras beißen müssen? Jeden Augenblick konnte es geschehen. Und das alles, ohne daß man einen Schuß abgeben konnte!! Eine schwerere Aufgabe wahrlich kann eine Truppe nicht treffen, als unthätig im feindlichen Feuer ausharren zu müssen. — Zu dem brennenden Verlangen nach vorwärts kam ein bohrender Ingrimm, eine unsägliche Wut, ein Lechzen nach Rache. Ha, könnte man erst dazwischen gerben! Der Teufel sollte sie holen die Franzosenbrut! — ein solches Morden, einen solchen Jammer herauf zu beschwören! Aus dem persönlich unbekannten Gegner wurde der bitterste Feind, gegen den man nur ein Gefühl kannte, das des glühendsten Hasses.

Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Man sah und hörte kaum mehr. —

So kamen wir unter schweren Verlusten in einen in der Richtung von Norden nach Süden ziehenden Grund (den Mancegrund). Über diesen führte die Chaussee als Damm hinüber, der seinerseits von einem Tunnel durchbrochen war. Jenseit des Grundes setzte sich die Chaussee als Damm fort und führte zur Höhe hinauf. Der Grund war ungefähr 80 Schritte breit und trocken, der Ostabhang desselben, der sich vor uns erhob, mit dichtem Walde bedeckt. Das war der Berg, den wir nehmen sollten. Hart vor dem Damme hielten wir. Wir ordneten uns schnell.

Links neben uns standen Kompagnieen unsers Füsilierbataillons. Da hörten wir auf der Höhe unsere Gewehre, deren mehr runder, voller Klang sich mir abzuheben schien von dem breiteren der Chassepots. Gott sei Dank! Die Unsern haben sie gefaßt! Schützenzüge vor! Zwischen dem Nordabhang der Chaussee und dem dichten Walde am Abhange des Grundes führte ein schmaler Pfad hinauf zur Höhe. Unter Führung des Lieutnants von Wiedebach drangen wir jetzt aufwärts. In tollem Tanze rasten die Kugeln durch das Gehölz über uns hinweg. Es war sengend heiß; glühend strahlte die Augustsonne nieder. Die Brust keuchte. Keinen Tropfen in der Flasche! Wir gerieten in einen Steinbruch. Mit größter Anstrengung teils um diesen herum teils durch denselben hindurch und darüber hinweg gelangten wir zur Höhe. Nach links hin lagen bereits Teile unserer 1. Kompagnie im Feuer, das wir, wie bemerkt, vom Thalgrunde aus schon vernommen hatten. Hier empfing uns ein mörderischer Kugelregen. Dicht vor mir erhielt ein Kamerad einen Schuß in den Leib; mit fürchterlichem Aufschrei brach er zusammen. „Konnt' ihn nicht retten, rächen nur." Weiter! Man konnte hier nur noch auf dem Bauche vorwärts. Ein Erheben des Körpers, des Kopfes brachte unfehlbar eine Kugel. Vor uns breitete sich eine ansteigende Hochfläche aus. Auf derselben, ungefähr 300 Schritt hinauf lag ein Gehöft, St. Hubert. Die Gebäude des Gehöftes waren sämtlich massiv. Nach Westen, also nach uns zu war es von Stallungen gänzlich zugebaut. Nordöstlich hinter St. Hubert lag das Gehöft Moscou und in südöstlicher Richtung das Namens Point du Jour („Anbruch des Tages"). Zu beiden Seiten von Moscou und vor dem Gehöfte hatten die Franzosen lange Schützengräben gezogen, und da die Hochebene von uns aus ziemlich steil anstieg, so lagen diese etagenförmig übereinander. Die Gehöfte selbst waren verbarrikadiert, mit Schießscharten versehen u. s. w. Das Ganze glich vollständig einem Festungswerke. Von hier aus erhielten wir das entsetzliche Feuer der langen feindlichen Infanteriereihen und Mitrailleusen.

Wir kamen indes zum Schießen. Es war ein eigentümliches, fast — wenn der Ausdruck gestattet ist — wollüstiges Gefühl, als man die erste, die zweite Kugel hinüber sandte nach dem Gehöfte — St. Hubert zunächst — und den weißen Pulverwölkchen aus den feindlichen Schützengräben. — Und doch sollte sich die Kugel in eine Menschenbrust senken; aber sie galt dem Feinde, der nichts schonte! — Nach Darstellung der

feindlichen Position wird es der geneigte Leser verstehen, wenn ich sage, daß es schlechterdings unmöglich war, auch nur einen Fuß breit Landes weiter zu gewinnen. Bei einem Versuche, dennoch gegen das Gehöft St. Hubert vorzudringen, wurde unser liebenswürdiger Zugführer Lieutnant von Wiedebach schwer verwundet; er erhielt einen Schuß in den rechten Unterschenkel mitten durch das Schienbein hindurch. „Wer wird sich morgen von uns zum Schlafe niederlegen?“ hatte er mir am Abend vorher gesagt. Ebenso wurde unser Kompagniechef Hauptmann von Kloeber verwundet. — Uns packte eine fast besinnungslose Wut. — In dem Augenblicke aber erhielt ich mehrere Kugeln zugleich in meine Montur. — „Da fühlt' ich doch an Arm und Knie die Sehnen sich entstricken, und“ — ich will auch den folgenden Vers hinzufügen — „und wider Willen lief mir's eiskalt übern Rücken.“ Es war ein übermenschliches Ringen, jedes Vorwärtsdringen unmöglich; es wäre der pure Selbstmord gewesen. — Wir konnten uns nur darauf beschränken, tüchtig gegen das Gehöft und die Schützengräben zu feuern, wo sich dort eine Uniform zeigte, und unsre Stellung zu behaupten. Leider fehlte es uns auf der Hochebene an aller Deckung; einige kleine Vertiefungen, weiterhin einige rainartige Erhebungen, das war alles. Unsere Linie verstärkte sich indes immer mehr. Links von uns kamen uns unsere Füsiliere, Teile der 8. Jäger, rechts über der Chaussee solche unseres Bataillons und anderer Truppen zu Hilfe. Trotz alledem war ein Vordringen nicht möglich. Wiederholte Versuche scheiterten immer wieder an dem wahrhaft teuflischen Gewehr- Mitrailleusen- und Geschützfeuer von den Gehöften und aus den feindlichen Schützengräben her.

So wurde es gegen 3 Uhr. Links neben mir hinter einem niedrigen Raine, mit einem kleinen Busche bestanden, — summend, zischend sausten unaufhörlich die Kugeln darüber hinweg — zwei Schritt weit lag ein Füsilier, das Gesicht tief in die Erde gedrückt, — er hatte einen Schuß in den Kopf erhalten — rechts ein Kamerad von einer der Kompagnieen unseres Bataillons, bis dahin gleich mir noch heil davon gekommen. Die Schlacht stand jetzt vollständig. — Wir sahen uns in einer verzweifelten Lage. Vorwärts zu dringen, war unmöglich; die Franzosen — es sei dies unverhohlen — verteidigten sich mit der größten Hartnäckigkeit und Zähigkeit. Ein Rückwärts gab es auch nicht; denn das hätte hinein ins feindliche Land geführt; da erwarteten uns auch nur Gefangenschaft oder Tod. Welches

Ende sollte das hier nehmen?! Wie, wenn die Franzosen mit großen Massen, die wir zweifellos vor uns hatten, durchzudringen versuchten? Wir hätten uns zertreten lassen und sie doch nicht aufhalten können. Waren wir nicht zu wenig hier? War es nicht möglich, noch eine Division, ein Armeekorps mit Artillerie hier her zu werfen und die Franzosen mit gewaltiger Macht zum Weichen zu bringen?

Unterdessen konnten wir jedoch recht wohl beobachten, von welch' verheerender Wirkung die Geschosse unserer Artillerie, die von Gravelotte her über uns hinweg feuerte, unter den feindlichen Reihen sein mußten. Wir sahen, wie eine Mitrailleusenbatterie, kaum aufgefahren, verstob, hier, dort ein feindliches Geschütz, das lange gewütet, verstummte, so daß das Feuer der gegnerischen Artillerie nach und nach merklich abnahm. Da — wir atmeten auf! denn das feindliche Feuer den Abhang herunter, an dessen Fuße wir, wie gesagt, fast ohne Deckung lagen, war nachgerade unerträglich geworden; man konnte sich auch gar nicht aufrichten, fühlte sich bei dem unaufhörlichen infamen Feuer wie gefesselt — schlugen unsere Granaten in das Gehöft St. Hubert ein. Dieser Umstand brachte Leben in unsere Reihen. Unsre Linie bildete einen flachen Halbbogen gegen das Gehöft. Unwillkürlich fast entwickelte sich auf derselben ein immer lebhafter werdendes Feuer. Die Granaten unserer Artillerie und dieser konzentrische Anprall von unserer Seite — da mochte es den Franzosen doch zu warm werden; es wurde lebendig da oben in dem Wespenneste. — Ein Erheben von unserer Seite, ein Marsch, Marsch, Hurra! ging es gegen das Gehöft vor, halb kriechend, wieder nieder, wie es gehen wollte, unverrückt das Gehöft im Auge. Die Franzosen wichen, zogen sich jenseit aus dem Gehöfte heraus. Ein immer energischeres Feuern von unserer Seite — jetzt hatten wir ja Ziele! — und ein heißer Dank zum Himmel empor!

Diejenigen unter uns, welche zuerst in das Gehöft eingedrungen waren, hatten den nach Osten liegenden, von einer niedern Mauer umschlossenen Garten durcheilt, hier aber noch unvermutet und plötzlich einige Schüsse aus einer in der Mitte des Gartens befindlichen Vertiefung erhalten. Näher hinzugekommen, hatten sie einen französischen Tambour bemerkt, eben noch im Begriff, ein Gewehr abermals zu laden. Rings umdroht von auf ihn gerichteten Mündungen, hatte er sein Gewehr weggeworfen und versucht, noch durch das Gehöft hindurch zu brechen, war aber hier der hohen Gestalt des Premierlieutnants

von Trotha in die Hände gefallen. Dieser hatte ihn beim Kragen gefaßt und aufgefordert, sich zu ergeben. Statt dessen hatte der Tambour nach seinem Säbel gegriffen und, als ihm auch dieser entrissen worden war, sich kräftig mit den Armen gewehrt. Nur mit Gewalt hatte er können gezwungen werden, sich hinter unsere Front transportieren zu lassen. Es soll die Tapferkeit des braven französischen Tambours nicht unerwähnt bleiben.

Das Gehöft wurde von Teilen unseres Regiments, der 8. Jäger, des 60., 33. und 28. Regiments immer mehr besetzt, so daß wir uns bald in ziemlicher Stärke in und um St. Hubert angesammelt hatten, um es zu halten. Aber viel Blut war bei diesem siegreichen Ansturm geflossen. Auf dem engen Raume vom Mancethale bis zu dem Gehöfte lagen von unserm Regimente 18 Offiziere tot oder verwundet. —

In der Richtung nach Moscou befand sich 3—400 Schritte weit ein mit feindlichen Tirailleurs besetzter Schützengraben, dahinter, zwischen Moscou und dem Gehöft Point du Jour eine zweite Linie. In diese Stellung hatten sich die Franzosen zurückgezogen. Wir besetzten mit Jägern die Gartenmauer von St. Hubert und beschossen nun, die Jäger namentlich mit großer Ruhe und Sicherheit von hier aus die feindliche Position von neuem. Von links her suchte Infanterie gegen Moscou vorzudringen, ebenso südöstlich von uns gegen Point du Jour, war jedoch vor dem verheerenden feindlichen Feuer nicht imstande, Boden zu gewinnen.

So war es gegen 4 Uhr.

Da rückten Kürassiere und Artillerie durch die Straßenenge von Gravelotte herauf, erhielten aber, auf der Höhe angekommen, ein so mörderisches Feuer, daß ein weiteres Vorgehen derselben unmöglich war. Rosse und Reiter und Geschütze, durch die Straßenenge zusammengedrängt, stürzten, von einem kannibalischen Eisenhagel überschüttet, den Chausseeabhang hinunter. Zwei Batterieen aber gelang es doch, sich durch das mörderische Feuer hindurch zu kämpfen und bei unserm Gehöfte Stellung zu nehmen. Im innersten Herzen jubelnd, begrüßten wir sie. Beide Batterieen, fortwährend dem heftigsten Feuer ausgesetzt, kämpften jetzt gegen die feindliche Artillerie und Infanterie bei Moscou. Bald flammte das Gehöft hoch auf. —

Infolge des Zurückweichens unserer Kavallerie und Artillerie brachen jetzt überall neue französische Schützenschwärme vor, wurden jedoch immer wieder durch unser Feuer und namentlich das der beiden Batterieen zum Stehen gebracht. Leider mußte

die eine derselben, von der fast alle Pferde und Mannschaften tot oder kampfunfähig waren, abziehen. Die andre Batterie, die ihre Stellung hinter der Gartenmauer genommen und so wenigstens in der Front einigen Schutz hatte, verblieb in derselben und vertrieb immer wieder feindliche Kolonnen und Batterieen, die bei Moscou Stellung nehmen wollten.

Wir waren durch das lange und schwere Ringen vollständig abgemattet. Stumpf blickte man auf das, was einen umgab. Die Erfolge, die wir bisher gehabt, hatten nur mit Aufbietung aller Kräfte und unter entsetzlichen Verlusten errungen werden können. Auch die Franzosen schienen abgespannt und müde zu sein. Es trat ein Zeitpunkt ein, in welchem nur noch ein schwaches Feuer hinüber und herüber unterhalten wurde. Wieder die stumme Frage: was soll hier werden? Der mörderische Kampf kam vielleicht zum Stehen; — die Sonne ging bereits hinter Gravelotte zu Rüste — morgen aber würde derselbe von neuem, vielleicht furchtbarer noch entbrennen. So glaubte ich. Sollten wir hier vor den Wällen der Feinde alle unser Grab finden? Standen wir hier an den „Marken unserer Tage? Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben".

Da folgte ein Moment, den man einfach erlebt haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können; der glühendsten Phantasie einer nur im Furchtbaren schwelgenden Dichterseele müßten die Worte fehlen, ihn darzustellen.

Mit furchtbarer Macht, mit elementarer Gewalt rückten die Franzosen vor. Gegen uns heran wälzte „mit allen Mächten der Höll' im Bund" sich eine Wand — ich habe kein anderes Wort — von Pulverdampf und Staub, erfüllt von einem markerschütternden Lärm, dem grausen Gebrüll der wie aus der Erde gespieenen Batterieen, dazwischen das entsetzliche Knattern der Gewehre, Knarren der Mitrailleusen; der Satan selbst mußte seine Freude daran haben. „Furchtbar drohte der Erbfeind." — Diesem entgegen das ungeheure Geschützfeuer unserer Batterieen von Gravelotte herauf! Die Nacht sinkt schnell; die Granaten kreuzen leuchtend in der Dunkelheit. Man hört den Schuß aus dem eigenen Gewehre nicht, das man gar nicht mehr hoch bringt. Die Munition geht zur Neige — „Stehen, um Gottes Willen Stehen!" — Hinter uns wälzen sich die Reserven nach Gravelotte zu. —

Wir sind verloren! —

Nun wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen! —

Da rechts ein die Luft erschütterndes Hurra! ein erneutes furchtbares Feuern! — Was ist das?! Sind wir umfaßt?! — Signale von Gravelotte her! — „Das Ganze avancieren!" tönt es hellgezogen herauf. Hurra! — Der Höllenlärm vor uns beginnt zu erlahmen. Immer weiter schmetternde Signalhörner! — — Das unter Trommelschall, Hörnerklang und Hurra! mit frischen Kräften rechts von uns vorrückende II. Korps hatte den Franzosen Halt und Umkehr geboten. —

Es war gegen 10 Uhr abends; — da tönte es von den Höhen „Gewehr in Ruh!" Die Schlacht war beendet. —

Brauche ich es zu schreiben, daß wir total erschöpft waren? —

Wir zogen uns nach dem Mancethale hinunter. Die Nacht senkte sich tiefer und deckte mit ihren Schatten alle die Schrecken, all den Jammer des weiten Schlachtfeldes. Leise floß des Mondes Licht darüber hin und mischte sich mit dem blutroten Scheine der brennenden Gehöfte ringsum. Im Thale unten suchten wir uns ein Plätzchen. Das Leben hatte man ja noch; das war aber auch alles. Man fühlte sich öde, wie von einem wüsten Traume befangen.

So mancher Infantrist muß küssen die Erde,
So mancher junge Reiter herunter vom Pferde —

wir hatten es auf dem Marsche manchmal fröhlich in die frische Morgenluft hinaus gesungen; hier war es zur erschreckenden Wahrheit geworden. Ich hüllte mich in meinen Mantel und legte mich nieder, mein Gewehr neben mich hin. Zu essen hatte man nichts; man hatte auch wenig Verlangen darnach. Hunger und Durst waren übergangen. Auch mit dem Einschlafen wollte es nicht gehen; man war übermüdet, dazu die schaurigen Klagelaute der Verwundeten durch die Nacht hin; fortwährend feuerten sie Gewehre ab, um sich bemerklich zu machen. Was mochte aus dem, aus jenem Kameraden geworden sein? War er tot? Rührte dieser Schuß von ihm her? Endlich sank man doch in einen schweren Schlaf.

Der Morgen graute; es war tauig und klar. Wir zogen uns nach Gravelotte zurück. Nach und nach wurden die Lebensgeister wieder lebendig; man freute sich doch, noch atmen zu können „im rosigen Licht". Hinter Gravelotte sammelte sich das Regiment. Sah das aber traurig aus, als nur erst ein Häuflein beisammen war, als auch fast gar kein Offizier sich einfinden wollte! Doch Gott sei Dank! es kamen mehr heran, obwohl es immer klarer wurde, wie schwere Opfer die Schlacht gefordert hatte.

Von unserm Regimente waren 9 Offiziere, 7 Unteroffiziere und 76 Mann tot, verwundet 20 Offiziere, 22 Unteroffiziere und 236 Mann; 1 Unteroffizier war vermißt, so daß das Regiment 29 Offiziere, 30 Unteroffiziere und 312 Mann verloren hatte. Später erfuhr man, welche ungeheure Ausdehnung — über 4 Wegstunden — der Kampf gehabt und daß dieser Sieg 899 Offiziere und 19260 Mann gekostet hatte.

Im Laufe des Vormittags kamen nun die Marketenderwagen und Proviantkolonnen heran, so daß man sich an Speise und Trank erquicken konnte. Neues Leben regte sich wieder. Vor allem wurden die einzelnen Kompagnieen aufgesucht, um nach diesem und jenem Kameraden zu fragen. Welche Freude, wenn man sich gegenseitig die Hand schütteln konnte! Briefe an die Angehörigen daheim wurden geschrieben, die gewiß bald von der Schlacht hören würden und sehnsüchtig nach einem Lebenszeichen ausschauten. Die Feldpost hatte sich in einem Bauernhause etabliert; eine Stube bildete den „Briefkasten"; bald lag dieselbe bergehoch voll.

Während dieser Vormittagsstunden wurden einige Bauern in blauen Kitteln, Holzschuhen und Zipfelmützen mit auf den Rücken gebundenen Händen herangebracht; sie sollten sich des grauenhaftesten und scheußlichsten aller Verbrechen, der Beraubung von Toten und Verwundeten schuldig gemacht haben. Stupidität, Grausamkeit, Angst lagen in abscheulichem Vereine auf den runzlichen Gesichtern. Sie wurden vor einen Wagen gebracht, hier verhört und weggeführt, um, wie ich hörte, hinter Gravelotte gehängt zu werden; ich mochte nichts davon sehen.

Von den einzelnen Kompagnieen wurden nun Mannschaften zu dem traurigen Geschäfte der Beerdigung der Gefallenen kommandiert. Ich suchte mich davon zu befreien.

Es wurde mir bekannt, daß unser lieber Lieutnant von Wiedebach im Dorfe liege. Mich zog es nicht nach dem Schlachtfelde. Um ihn jedoch zu besuchen, machte ich mich mit noch ein paar Kameraden auf. An dem Wege lag die mit einem Mantel bedeckte Leiche eines Pionier-Stabsoffiziers, ein trauriger Anblick. Im Dorfe folgte vom Schlachtfelde her ein Sanitätswagen dem andern. Das ganze Dorf war ein Lazarett. Wir fanden den Lieutnant unter vielen andern Kameraden auf vor den Häusern ausgebreitetem Stroh. Es war ihm bereits ein Gipsverband angelegt; ich sah aber durch den Gips hindurch die rotbraune Stelle, wo er verwundet war. Er reichte mir die Hand. Mir wollten die Thränen in die Augen treten.

Zu meiner Freude sah er übrigens im Gesicht nicht so angegriffen aus, wie ich befürchtet hatte. Er sagte mir auch, daß er sich verhältnismäßig wohl fühle. Ich verabschiedete mich, ihm von ganzem Herzen recht baldige Genesung wünschend. Mit einem freundlichen Adieu reichte er mir nochmals die Hand. Leider ist der liebenswürdige Lieutnant, wie ich später hörte, seiner Wunde in Wiesbaden erlegen.

Wir verließen das Dorf, die Stätte des Jammers, um zurück zu kehren zu unserm Truppenteile.

V.

Vor Metz.

Prinz Friedrich Karl, Du eiserner Held,
Dir ist es nun gelungen,
Die Metz, die dem Kaiser den Tanz versagt,
Du hast sie wieder bezwungen.

Eine harte Arbeit bei Tag und bei Nacht
Ist wahrlich das gewesen;
Von dem Todesmut und der zähen Geduld
Wird die Nachwelt staunend lesen.

Als wir uns am 18. August, nachdem der Kampf erloschen war, im Dunkel der Nacht nach dem Mancethale zurückzogen, wußten wir durchaus nicht, ob die Schlacht am andern Tage sich nicht erneuern werde. Allein noch in derselben Nacht gegen 3 Uhr morgens hatte der Feind den Rückzug unter die Kanonen von Metz angetreten. Hier war die französische Armee vorläufig allerdings unangreifbar; sie war aber auch nicht in der Lage, zur Verteidigung Frankreichs selbständig mitzuwirken; dazu hätte sie sich erst wieder einen Weg durch die deutschen Linien bahnen müssen. Der deutschen Armee wurde daher die Aufgabe, Bazaine in Metz fest zu halten. Das 8. Armeekorps wurde der Cernierungsarmee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl zugeteilt. Unter dem Prinzen Friedrich Karl! Ein bezeichnendes Wort von ihm ist mir aus jenen Tagen immer in der Erinnerung geblieben. Auf einem der sauern Märsche dieses Feldzuges war es wieder einmal „unerträglich". „Ach was, habt euch nicht," sagte Feldwebel Borsdorf, „das wird noch viel besser kommen! wißt

ihr nicht, was Prinz Friedrich Karl nach dem Feldzuge von 1866 gesagt hat? ‚Meine Armee hat viel geleistet; aber sie kann noch mehr leisten!‘“ Wir traten also unter den Oberbefehl eines Heerführers, für den es ein: Das geht nicht! gar nicht zu geben schien.

Also Glück zu!

Bereits am 20. August — es war recht frostig an dem Morgen — traten wir unsere neue Aufgabe, den Franzosen den Durchbruch unmöglich zu machen, an. Wir erhielten das Terrain von Point du Jour bis Moscou zur Bewachung angewiesen. Bald nach Mittag rückten wir über das Schlachtfeld in die Vorpostenlinie ab. Wenn auch schon wesentlich aufgeräumt war, so lagen doch noch überall die verschiedensten Sachen umher, in den Gehölzen blutige Fetzen von Hemden, wie wir später bei den Patrouillengängen fanden. Die Stellen, wo in den französischen Schützengräben Mitrailleusen gestanden hatten, machten sich durch die vielen hier liegenden Hülsen kenntlich. Mit Wehmut ruhte der Blick auf den Hügelreihen, unter denen Freund und Feind nun friedlich beieinander schliefen.

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod;
Da löschen alle Zornesflammen aus.

Sonst herrschte Friedhofsstille hier, wo — die Sonne hatte noch nicht zweimal ihren Lauf vollendet — der furchtbarste Kampf gewütet. Ein Friedhof war ja der ganze weite Plan. —

Wie schon dargelegt, fällt der Westabhang des Höhenrückens auf dem die genannten Gehöfte lagen, ziemlich steil zum Mancegrunde ab. In östlicher Richtung über Moscou und Point du Jour hinaus setzt sich die kahle Hochfläche ansteigend weiter fort und fällt dann auch dort zu einem Thale ab. Der in dieses Thal sich senkende Abhang war ebenfalls bewaldet. Unten im Thale lag das Dorf Chatel; jenseit desselben zog sich ein Eisenbahndamm hin. Drüben über dem Thale erhoben sich die Metzer Forts Plappeville und St. Quentin.

Von dem auf Vorposten liegenden Bataillone wurden nun immer 2 Kompagnieen auf Feldwache geschickt; die beiden andern lagen dicht an der „Römerstraße“, das Gros bei Moscou. Das Stabsquartier war ein Stall dieses Gehöftes. Wir wechselten nun, standen auf Vorposten oder lagen im Replis oder im Gros. Waren wir nicht auf Vorposten, so wurden wir vormittags oder nachmittags zur Arbeit kommandiert. Da hieß

es denn tüchtig hantieren mit Hacke, Schaufel und Axt. Denn der Ring, der Metz nunmehr umschloß, sollte so fest geschmiedet werden, daß Bazaine ihn mit all seinen Kanonen nicht zu durchbrechen vermöchte. Schützengräben wurden angelegt, Schanzen und Batterieen aufgeworfen; der schöne Wald nach Chatel hinunter wurde in einer Breite von etwa 150 Schritt zu einem Verhaue niedergemacht; nur ein schmaler Pfad führte durch denselben zum Dorfe hinunter. Freies Schußfeld wurde geschaffen durch Wald und Gärten hindurch; alle die herrlichen Obstbäume, die in der Fluchtlinie standen, wurden umgehauen, alle sonstigen Hindernisse hinweggeräumt. Die schönen, mächtigen Wallnußbäume und Pappeln an der aus Gravelotte nach Metz führenden Chaussee wurden umgelegt, quer über die Straße geworfen. Es schnitt mir manchmal ins Herz, wenn ich die Axt in das Mark der herrlichen Bäume senken mußte. Von dieser hochgelegenen Chaussee aus hatte man übrigens einen prächtigen Blick in das paradiesische, wiesenreiche Moselthal hinein. — Und drüben auf Plappeville und St. Quentin sahen wir ganz genau die Franzosen herum „krabbeln" und auch arbeiten; sie konnten uns ebenso gut beobachten; die Entfernung war gar nicht allzuweit. Spaten, Hacken, Äxte holten wir bei den nicht weit von uns liegenden Pionieren. Diese hatten sich bald ganz hübsch „wohnlich" eingerichtet; sie hatten förmliche Baracken, zum teil etwas in die Erde vertieft, erbaut, in denen Mannschaften und Pferde ein ganz gutes und vor allen Dingen trockenes Unterkommen fanden. Uns, denen das Handwerkszeug und das Material auch die Geschicklichkeit der Pioniere fehlte, ging es weit schlechter, trübselig oft.

Im Laufe des Feldzuges hatten wir uns mit- und untereinander eingelebt. In den Korporalschaften hatten sich Kochgesellschaften gebildet. 4 Mann gewöhnlich hielten eng zusammen. Was der eine hatte, das hatte auch der andere; der eine litt und freute sich mit dem andern. War der eine zur Schanzarbeit, so sorgte der „daheim" bleibende Teil redlich für den Abwesenden, daß dieser etwas Warmes fand, wenn er zurückkehrte; man freute sich, wenn man den hungrigen Kameraden erquicken konnte. Das ist nun nicht zu leugnen: wahre Kameradschaft, Opferwilligkeit, Treue, die Tugenden, die schon unsere Altvordern auszeichneten, sie werden durch den Krieg geübt; Wohlleben verschwindet und Trägheit muß weichen; der Krieg erzieht Männer; in dieser Beziehung wirkt er kräftigend, ist einem Gewitter vergleichbar, das nach trägen, schwülen Tagen

einen frischen Luftzug bringt. — Und welche Findigkeit wurde entwickelt, um statt des ewigen Reises einmal etwas anderes herzustellen! Der Küchenzettel blieb freilich trotz alledem sehr einförmig. Denn aus dem Reis, den wir fortwährend erhielten, ließ sich eben nichts weiter machen als Reissuppe und immer wieder Reissuppe. Wir warfen denselben, seiner vollständig überdrüssig, schließlich fort. Noch lange nach dem Feldzuge bin ich allem, was Reis hieß, weit aus dem Wege gegangen. Es traf ja ein Transport „Liebesgaben“ aus der Heimat ein. Zwei Herren aus Halberstadt überbrachten dieselben persönlich. So herzerfreuend das war, was war es unter so viele? Ich sehe es noch immer, wie unser Feldwebel davon verteilte wie unter Kinder. „Da hast du auch etwas, wenig aber mit Liebe!“ Ab und zu kam auch der Marketender. Sein Wagen war jedoch immer sehr bald leer; kaum daß man manchmal einen Schnaps erobern konnte. Außerdem hatte er auch horrende Preise. Ein Stück Butter kostete nach unserm jetzigen Gelde 3 M, ein Brot ebensoviel, ein Käse 2 M, gewöhnliche Zigarren 10 Pf., bessere 25. In der Heimat würden sie 2 Pf. oder 3 gekostet haben. Aber sie hatten doch wenigstens Luft. — Früher, als man sich noch nicht so zusammen gefunden hatte, kochte man alles, Reis und Kaffee in einem Kessel. Das Wasser war meist rar; zum Scheuern des Kessels (außer dem dazu gehörigen Deckel und einem Blechnapf unser ganzes Geschirr) konnte füglich nicht viel verwandt werden. Das braune Getränk war denn auch oft von einer hübschen Fettlage überzogen; Duft und Geschmack desselben machten sich den Rang nicht streitig; mir sind dieselben noch immer gegenwärtig. Auf Vorposten vor Metz trafen wir auch hierin eine Änderung. Ein Kessel wurde zum Kochen des Kaffees bestimmt. So ließ sich denn derselbe zu einem Stück Kommißbrot eher genießen. Die Stelle des Topflappens zum Anfassen der heißen Kessel vertrat die Mütze, die denn auch bald ein gar hübsches Aussehen bekam. Das Wasser holten wir aus Chatel. Die Brunnen der Gehöfte, an denen wir lagen, waren wie diese zerstört; es sollten sogar Leichen in denselben liegen, wie gesagt wurde. Das Holen des Wassers von Chatel herauf war ziemlich beschwerlich und, da wir dabei über die Vorpostenlinie hinaus mußten, auch ziemlich gefährlich. Wir gingen daher stets mit dem Gewehre zum Wasserholen, und zur weiteren Sicherung wurden des Nachts — später auch am Tage — zwei Züge nach Chatel gesandt. In dem Dorfe war es daher von Wasserträgern und

Sicherungsmannschaften immer lebendig. Die Franzosen ließen uns übrigens, trotzdem sie ihre Patrouillen bis nach dem Dorfe vorschickten, im ganzen ungeschoren. — Da das Wasser also auch hier ein Artikel war, mit dem man sparsam umgehen mußte, so sah es auch mit dem Waschen mißlich aus; dazu konnte nicht viel „verschwendet" werden. Die Stelle des Handtuches vertrat wieder die Mütze oder der Mantel, wenn er nicht gerollt war, oder die Rockschöße; endgiltig trocken machte die Luft. Die Haare wurden in Ermangelung eines Spiegels nach „dem Gefühl" geglättet und gescheitelt. — An Holz fehlte es nicht. Bei Gelegenheit des Holzholens hätte ich einmal trotz dieses im ganzen friedlichen Daseins fast ums Leben kommen können. Ich war mit einem Kameraden in den Wald allerdings etwas tief hinein gegangen. Wir hatten einen Baumstamm auf die Schultern geladen und waren eben im Begriff, unserm Lager zuzusteuern, als ein Schuß fiel. In demselben Moment sauste mir die Kugel an der linken Schläfe durch die Haare hindurch. Im Nu hatte ich meinen Baumstamm abgeworfen. Wir waren unbewaffnet. Woher kam die Kugel? Wir merkten nichts weiter, wandten uns aber schleunigst unserm Lager zu. — War man nicht auf Vorposten und auch nicht zur Arbeit kommandiert, dann mußten die Sachen instand gesetzt und geputzt werden. Das war nun freilich so eine Arbeit! Es fehlte an Putzzeug und der heillose Regen verdarb alles immer wieder. Die Gewehre wurden indes stets intakt erhalten.

Ja dieser Regen! Es war entsetzlich. Immer wieder zogen Wolken herauf und immer wieder goß es unbarmherzig auf uns nieder! Stroh — wir holten es ebenfalls aus Chatel — hatten wir nur wenig. Um nur einigermaßen im Trocknen zu liegen, bauten wir uns Laubhütten. Aber es war auch nur ein geringer Schutz, den sie boten. Wind und Regen schlugen gar bald hindurch. Manche schaurige Nacht haben wir da verbracht. Aufgerüttelt von Regen und Kälte, erhob man sich. Was aber anfangen? Die Feuer waren dann erloschen. Man mußte doch wieder „unter zu kriechen" suchen, um sich an einem Kameraden zu erwärmen. — Ebenso standen auch die Pferde hinter Windschirmen im Freien; sie boten einen kläglichen Anblick; sie fraßen ihre Streue und wälzten sich vor Ungeduld im Schmutz, oft mit Sattel und Zaumzeug. — Der trostlose Regen hatte noch einen andern Übelstand im Gefolge. Durch denselben wurden die vielfach in unserer nächsten Nähe liegenden und wegen

des felsigen Bodens nur flachen Gräber aufgespült und verbreiteten eine wahrhafte Pest; sie mußten immer wieder von neuem bedeckt werden — eine schaurige Arbeit. — Kam aber einmal ein Sonnenblick, dann lebte man auf. Wir sammelten uns, — hatten wir ein Stündchen Ruhe — die Pfeife rauchend, um ein Lagerfeuer. Unter Scherzen, — allerdings zuweilen derben! — unter dem Gesange fröhlicher Lieder wurde dann die Zeit heiter verbracht. Man machte sich auch „Visiten" gegenseitig; man hatte Briefe aus der Heimat erhalten; da wurde ein Stündchen verplaudert. — Zu bieten hatte man dem „Besuche" freilich nicht viel; Reis und Fleisch hatte er selber. Lag man dann, von der Schanzarbeit zurückgekehrt, abends im Gros, die Rauchwölkchen verfolgend, welche der Pfeife entstiegen und in sich zurück gezogen, so waren es die mannigfachsten Gedanken und Empfindungen, die da durch die Seele gingen. — Da lag das zerschoss'ne und ausgebrannte Moscou. Wer mochte hier gewohnt haben? Hatten die Furien des Krieges erbarmungslos einen Landsitz zerstört, der das traute Heim eines glücklichen Familienkreises gewesen? Hatte ein Unglücksstern über dem Gehöfte gewaltet, hatten der Kummer, die bleiche Sorge hier ihren Sitz? Wie dem gewesen sein mochte: beim Blick auf die starr und stumm empor ragenden, von Rauch und Ruß schwarzen Mauern konnte das Herz nicht ohne Mitgefühl bleiben. — Und schräg über Moscou stieg der stille Mond herauf.

Mit seinem gelben Lichte
Erhellt er den weiten Plan.

Lange, gespenstische Schatten glitten drüber hin. Nahte sie die Stunde, von der von Zedlitz so ergreifend singt?:

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Der Mond verkroch sich düster; schwärzer senkte sich die Nacht hernieder. — Tiefer hinein in den Mantel. Schon wieder beginnt im dürren Laube unserer Hütten ein monotones Lied. —

Der Regen machte auch den Vorpostendienst äußerst beschwerlich. Die Posten wurden jetzt des Nachts ostwärts bis über Chatel hinaus zu dem oben erwähnten Eisenbahndamm vorgeschoben. In einer Nacht kam auch ich hierher. Es regnete wieder. Mit dem Dunkelwerden rückten wir in das nasse Gras

in einem Garten bei dem Dorfe Chatel. Nachdem die Nacht hereingebrochen, wurden die Posten an dem Eisenbahndamme ausgestellt. Jenseit des Dammes stieg eine mächtige, bewaldete, zumteil auch mit Wein bestandene Höhe auf. Größte Vorsicht war hier geboten. Der Helm wurde mit der Mütze vertauscht, das Bajonett vom Gewehre genommen, um nicht durch etwas Blinkendes die Aufmerksamkeit einer feindlichen Patrouille auf sich zu lenken. Nicht das geringste Geräusch entging mir. Ein solcher Posten hat immer seinen eigentümlichen Reiz; er erinnerte mich an manche Nacht, die ich auf dem Anstande am Waldessaume zugebracht. Hier war die Sache freilich kritischerer Natur. Ich hatte fast den Regen vergessen. Meine Ablösung nahte. Der Eisenbahndamm war von einem Tunnel durchbrochen; in diesem lag die Feldwache. Das war mir, als ich ausgestellt wurde, ungefähr beschrieben worden. Meine Ablösung deutete mir die Entfernung an, und ich bewegte mich nun vorsichtig an dem Eisenbahndamme hin, gelangte auch an den Tunnel. Aber wie da hinunter kommen? Stockfinster war es. Ich machte mich oben bemerklich und frug hinunter, wie ich hinab gelangen könne. „Hier an der Seite!“ flüsterte es herauf. Der Bahndamm war noch nicht berast und von dem Regen ganz aufgeweicht. Ich begann mich abwärts zu tasten, kam aber zu Falle und rutschte nun in dem Schlamme fast bis an den Fuß des Dammes hinunter. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, das erlebte ich obendrein noch. In meinen durchnäßten und verschlammten Sachen mußte ich aber unter dem zugigen Bahndamme bis zum Morgen zubringen. Glücklicherweise verlor man den Humor nicht ganz. Es war ja so, je ärger die Strapazen wurden, um so mehr forderten sie die lustige Laune heraus. Mit dem Morgen kehrten wir durch Chatel zurück. In dem Dorfe befand sich eine Bäckerei; der Mann arbeitete Tag und Nacht, ließ sich sein Brot aber auch herzhaft bezahlen. Hier kehrten wir erst noch einmal ein; das warme Brot tröstete einstweilen wieder. Aber noch nicht beim Replis angekommen, öffneten sich die Schleusen des Himmels abermals in geradezu sintflutlicher Weise. Im grundlosen Schlamme hieß es weiter waten. Es war rein zum Verzweifeln. Ja es ist wahr: wer dieses Kriegsleben hier nicht selbst gesehen, der vermag sich von den Mühsalen und Strapazen desselben kaum einen Begriff zu machen. Hier im endlosen Regen auf Vorposten liegen, Nässe oben, Nässe unten, nur elende Laubhütten oder Windschirme aus demselben Material zum Schutz, fortwährend auf der Hut vor feindlicher Über-

rumpelung, Ausfällen preisgegeben, immer nur Fleisch und Reis und Reis und Fleisch: nichts vermag wohl den passiven Mut, den strengen Gehorsam, die geduldige Ausdauer der Soldaten überzeugender darzuthun. Daher sagte Prinz Friedrich Karl auch nach der Kapitulation der jungfräulichen Feste in seinem Armeebefehle: „Ich erkenne gern und dankbar eure Tapferkeit an aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich euern Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten.“ Und ein griechischer Offizier, der den Feldzug in preußischen Diensten mitgemacht, schreibt: „Was mich betrifft, so stelle ich die in der Schlacht bewiesene Tapferkeit weit unter die Tapferkeit in solchen Momenten. Die Tapferkeit jener, die in dunkler, stürmischer Nacht, nur von ihrer Willenskraft angetrieben, nur von ihrem Pflichtgefühl gehoben, ihre ganzen Kräfte bis zur äußersten Grenze anspannen und, während sie ihre Kameraden ringsum erschöpft zusammen brechen sehen, unverdrossen inmitten der Gefahren Lieder pfeifen, um sich dadurch in ihrem Kampfe gegen unüberwindliche Schwierigkeiten anzuspornen, diese Tapferkeit halte ich der größten Bewunderung wert.“ Ein solcher Mut und Gehorsam, eine solche Ausdauer konnten aber auch nur von einem musterhaft disziplinierten Heere entwickelt werden, von einem Heere, das den Zweck begriff, welchem es sich selbst unter Unlust und großen Opfern unterordnen mußte. Ein solches Heer war das deutsche und — wollen wir hinzufügen — soll es, so lange Heere nötig sind, sein und bleiben. Daß bei solchen Strapazen unser Gesundheitszustand arg leiden mußte, ist kein Wunder. Ernste Erkrankungen nahmen immer mehr zu; tagtäglich mußten Mannschaften ins Lazarett geschafft werden, so daß es um unsre weitere Felddienstfähigkeit nachgerade bedenklich aussah. Mich selbst befiel ein äußerst schmerzhaftes rheumatisches Kopfleiden, das mich namentlich gegen jeden Luftzug empfindlich machte. Ich verkroch mich in eine Laubhütte, hüllte mir dann den Mantel und alles, was ich hatte, um den Kopf, um nur nicht von einem Lüftchen getroffen zu werden. Mein Zustand und das Zureden der Kameraden vermochten jedoch nicht, mich ins Lazarett zu bringen; schon der Name „Lazarett“ hatte für mich etwas Unheimliches; ich suchte mich immer wieder weiter zu schleppen. Es gelang mir das auch damit, daß mein Leiden nicht so schmerzhaft war, wenn uns die Sonne einmal lächelte. Auf die Dauer würde es mir aber doch kaum möglich geworden

sein, mich aufrecht zu halten. Da trat eine Wendung der Dinge für uns ein. —

Am 31. August wurde es wieder einmal lebendig in unserm Lager. Vom jenseitigen Ufer der Mosel her dröhnte Artilleriefeuer, das immer heftiger wurde. Trommelschlag und Signale tönten aus dem uns gegenüberliegenden französischen Lager herüber. Es fand an diesem Tage und am 1. September das große Ausfallgefecht von Noisville statt. — Der Kanonendonner hat immer etwas Elektrisierendes für den Soldaten. Das drückende Gepäck auf dem Marsche man fühlt es nicht mehr. Mit jedem Schritte kommt man dem Verderben näher, und doch wird das Marschtempo unwillkürlich ein lebhafteres, mögen die Mannschaften von Schweiß und Staub bedeckt, die Kleider vom Regen durchnäßt sein. Die Mühsale des morastigen Lagers liegen dahinten. Der Befehl und die Pflicht wirken hier in gleicher Weise; man möchte Flügel haben, den Kameraden zu Hülfe zu kommen, mit frischen Kräften hinein zu feuern in die feindlichen Reihen. — Sie mußten indes drüben allein fertig werden mit den Franzosen. Wir erhielten, obwohl zum Aufbruch bereit, keinen Befehl.

Am 3. September war es wieder zum Regen geneigt. Wir waren von Vorposten gekommen. Es war gegen Abend, und ich hatte mich mit meinem rheumatischen Kopfschmerz — er zeigte eine geradezu rührende „Anhänglichkeit" — in eine Laubhütte zurückgezogen. Da auf einmal rings umher brausende Hurras. Das lockte auch mich wieder hervor. Wir sahen uns um. Bei allen Bataillonen nicht enden wollender Jubel! Plappeville und St. Quentin bevölkerten sich mit Franzosen, die auch nicht wußten, was der Jubel bedeuten solle. Da kam — wenn ich nicht irre — unser Oberst eilend über das Feld. Was war das? Begannen die Friedensglocken zu läuten? Ging es heimwärts? Und man lebte noch, konnte mit heimkehren?! — Fast atemlos brachte uns unser Oberst die Kunde, „Napoleon ist gefangen, die ganze Armee Mac Mahons hat die Waffen gestreckt!" Man umarmte sich, tanzte vor Freude. Der Gedanke, vielleicht bald heimwärts ziehen zu können, schloß zu viel des Glückes in sich. Überwältigt von dem Eindruck, den dieser weltgeschichtliche Akt auf ihn gemacht, teilte der Oberst den ihn umstehenden Offizieren noch einige Details über die Katastrophe mit, die über Napoleon, die französische Armee, über ganz Frankreich herein gebrochen war. Ja, beispiellos war es, „wie ein Traum", wie König Wilhelm gesagt hatte, „selbst wenn man

es Stunde für Stunde mit abrollen sah.“ Ob wir damit am Ziele standen? „Wir wollen uns nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hingeben,“ sagte der Vicefeldwebel Linke, „Bazaine hat sich noch nicht ergeben, und meinen Sie, daß sich Frankreich für besiegt halten wird?“ Er hatte Recht.

Am 4. September, einem Sonntage hatten wir bei St. Hubert Feldgottesdienst. Es war ein schöner Tag; hell und warm strahlte die Sonne hernieder. Im Lager wurde alles möglichst festlich bereitet. Die Sachen wurden gereinigt und geputzt, um auch äußerlich würdig vor Gott den Herrn zu treten. Lautlos folgte man den tiefempfundenen Worten des Divisionspredigers. Was hatten wir doch in der kurzen Spanne Zeit seit unserm letzten Feldgottesdienste bei Wadern alles erlebt? Welche Fülle von Mühsalen und Strapazen lag hinter uns! Und die noch frischen Leichenhügel ringsumher! Wie mancher brave, treue Kamerad lag unter ihnen gebettet! Sie hatten ausgerungen, ausgekämpft. Was konnte uns noch bevorstehen? Still kehrten wir zu unsern Laubhütten zurück.

An demselben Tage trafen Ersatzmannschaften für das Regiment ein. Da fehlte es denn wieder nicht an ausgelassenen Bemerkungen. „Ei, habt ihr aber neue Röcke an, habt ihr euch heraus staffiert!“ Auch Ersatz für die defekt gewordene Kleidung, namentlich Fußbekleidung war mit angekommen.

Es hatte schon immer geheißen, daß wir abgelöst würden. Die ersehnte Stunde schlug endlich. Am 5. September gegen abend kam das 36. Regiment heran, um in unsere Position einzurücken. Nachdem die Feldwachen übergeben waren, sammelten wir uns, nicht ohne erst den 36ern noch viel Vergnügen zu wünschen, hinter Moscou. Fröhlich ging es mit hereinbrechendem Abend den Abhang nach Ars sur Moselle hinunter. — Man dachte noch einmal der gefallenen Kameraden da oben auf der Höhe; sie konnten nicht mitziehen. Uns zur Rechten und zur Linken lagen Truppen; Wachtfeuer loderten ins Dunkel der Nacht hinein. Durch Kolonnen auf der Straße nach Ars wurde unser Marsch sehr aufgehalten. Wir freuten uns schon darauf, in Ars nach langer Zeit einmal wieder in ein Quartier zu kommen. Wir marschierten jedoch durch die vom Kriegstreiben noch immer lebendige Stadt hindurch und bezogen südlich derselben an der Straße ein Biwak. Die Nacht war wundervoll und so warm, daß ich hier obwohl auf bloßer Erde, mit dem Kopfe auf dem Tornister wie in einem Bette schlief. Am andern Morgen sahen wir uns in dem schönen,

von hohen mit Reben bestandenen Bergen umschlossenen Moselthale und zugleich auf klassischem Boden. Denn von hier noch vorhandenen Überresten von Pfeilern und Bogen einer schon unter Drusus erbauten Wasserleitung blickten, wenn auch nicht wie einst von den ägyptischen Pyramiden auf die Franzosen vier Jahrtausende, so doch nahezu zwei auf uns hiernieder. Ars sur Moselle liegt an der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn Metz-Pagny. Auf dieser Bahn bewegte sich in aller Frühe ein Zug heran, ein lang entbehrter Anblick. War das eine Freude! Alles wollte den Zug sehen. Die alten Kerle hätten mögen in die Hände klatschen wie Kinder über ein schönes Spielzeug. Es war eben das liebliche Bild seliger, goldener Friedenszeit und die Freude auf die Wiederkehr derselben, welche bei dem herannahenden Zuge die Seelen frohlockend bewegte.

Wir marschierten in südlicher Richtung weiter und wurden in Rongville einquartiert. Das war also am 6. September wieder das erste Quartier. Wir hatten allerdings hier auch noch weiter nichts, als daß wir unter Dach und Fach schliefen. Der Ort lag auf einer Anhöhe; ein großer Teil der Bewohner hatte denselben verlassen, so daß wir nur wenige sahen, als wir einrückten; ob aus dem Grunde, daß die Gegend um Metz zum Schauplatz des Krieges geworden? Es wurde erzählt, daß eine Ulanenpatrouille in den Ort gegangen, aus demselben aber nicht zurück gekehrt sei. Bei einer weiteren Rekognoszierung habe man dann die Ulanen furchtbar zugerichtet gefunden. Darauf habe unsere Artillerie einige ihrer Granaten in den Ort gesandt. — Auch ich kam in ein gänzlich verlassenes Haus. Es mußten hier wohlhabende Leute gewohnt haben; das sah man an der Ausstattung der Zimmer. In einem hohen Spiegel sah ich mich nach langer Zeit einmal wieder. Ich fand mich trotz aller Strapazen durchaus nicht angegriffen aussehend. Vorräte feiner Wäsche, die bunt durcheinander da lagen, ließen darauf schließen, daß man alles eiligst im Stiche gelassen hatte. In einem Zimmer, in dem ein Piano stand, machte sich's einer unserer Offiziere bequem; wir richteten uns in einem andern häuslich ein. Neben dem Hause lag ein mit Obstbäumen bestandener Garten; die herrlichen Früchte in demselben ließen wir uns wohlschmecken; mit nur schlecht verhehltem Ingrimm sah uns dabei ein Franzose von dem Fenster eines andern Hauses zu. Angenehm war es gerade nicht in dem Neste, unheimlich.

Am folgenden Tage rückten wir nach Ancy sur Moselle.

Ich kam hier auf Wache. Es war wieder ein rechter Regentag. Außerhalb Ancy auf einem freien Platze standen eine Menge von Munitions- und andern Wagen, darunter viele französische. Hier mußte ich Posten stehen. Durch den anhaltenden Regen war es auf dem Platze grundlos geworden; der Wachtdienst hatte also und noch dazu hier mitten in Feindes Land nichts Angenehmes; es hieß hier in stockfinsterer Nacht nach allen Seiten hin auf der Hut zu sein. Seltsame Gefühle durchzogen mich, als ich, abgelöst, durch die stillen Straßen des feindlichen Ortes zurückkehrte, hier noch ein Licht, da noch eins in den Wohnungen schimmern sah.

Am 8. September kehrten wir wieder nach Ars sur Moselle zurück. Jetzt wurden wir hier einquartiert. Die Quartiere waren — wie anders freilich kaum zu erwarten — mangelhaft und überfüllt; man war aber doch vor Regen und Wind geschützt. Ich fand, wie ich es unter den obwaltenden Umständen gar nicht vermutet hätte, ein durchaus komfortables Restaurant. Wir saßen einmal wieder an einem gedeckten Tische, und ein Ganymed mit Frack und weißer Binde und einem Scheitel über den Kopf wie der Rennstieg über den Thüringer Wald stand uns zu Diensten.

Am 10. September traf die Nachricht ein, daß wir aus dem Verbande des VIII. Armeekorps ausscheiden sollten und nach Mainz zurück kämen. Es giebt wohl kaum ein wechselvolleres, an Kontrasten reicheres Leben als das des Soldaten im Felde. Mitten aus dem Kriegs- und Lagerleben in Feindes Land zurück in eine friedliche Garnison im Vaterlande! Wir wollten's kaum glauben, und doch war es so. General von Goeben sprach in einem Korpsbefehle dem Regimente seinen Dank und seine Anerkennung für die rühmlichen Leistungen in dem bisherigen Verlaufe des Feldzuges aus. Unser Divisionskommandeur Generallieutnant von Weltzien erinnerte in seinem Divisionsbefehle daran, daß er unser Regiment bei seiner zu Anfang des Krieges erfolgten Zuteilung zur 15. Division herzlich willkommen geheißen, er sage dem Regimente jetzt, da es aus dem Verbande der Division ausscheide, ein herzliches Lebewohl, die Division habe in der Schlacht bei Gravelotte an der Spitze des VIII. Armeekorps den Kampf damit eröffnet, daß sie durch kühnen Anlauf im Schrapnell- Granaten- Mitrailleusen- und Chassepotfeuer das Gehölz östlich Gravelotte und dann das Gehöft St. Hubert erobert, in neunstündigem heißen Kampfe habe sie mit dem verschanzten Feinde blutig gerungen und in zäher

Ausdauer die einmal gewonnene Position gegen die mehrfachen Angriffe bis zur endlichen glücklichen Entscheidung der Schlacht behauptet, der heldenmütige Versuch, die befestigten Höhen von Point du Jour und Moscou zu erstürmen, habe die Kräfte der Division überstiegen, viele teure Opfer seien dabei für König und Vaterland gefallen, doch hätten die Truppen bewiesen, daß ihnen keine Aufgabe zu schwierig sei, durch den rühmlichen Anteil, den das Regiment an der Schlacht gehabt, durch die vorzügliche Manneszucht bei hingebender Überwindung der unvermeidlichen Kriegsstrapazen habe es die Ehre der 15. Division nicht allein gewahrt sondern wesentlich vermehrt, er sage dem Regimente seinen wärmsten Dank.

Besonders herzlich sprach sich auch unser Brigadekommandeur Generalmajor von Strubberg in seinem Brigadebefehle aus. Der General sagte, daß er das brave und tüchtige 67. Regiment mit aufrichtigem Bedauern von sich gehen sehe und sage ihm ein herzliches Lebewohl. Wir haben, hieß es in dem Brigadebefehle, gemeinsam die großen und schönen Ereignisse der letzten Wochen durchlebt, haben nach mühevollen Märschen und Biwaks auf dem vaterländischen Boden die Grenze des Feindes überschritten und — unter schmerzlichen Verlusten — einen ehrenvollen Anteil an der Schlacht von Gravelotte genommen; die darauf folgenden Mühseligkeiten der Cernierung von Metz habe das Regiment mit soldatischer Hingebung ertragen und überall des wohlerworbenen guten Namens sich würdig gezeigt; er wünsche ihm, daß seine fernere Zukunft unter Führung seines braven Kommandeurs und seines ehrenhaften Offizierkorps stets eine gute und glückliche sei, er sage dem Regimente, an das ihn die Erinnerung an die gemeinsam bestandene ernste Zeit sympathisch binde, ein Lebewohl mit dem uns allen teuren Rufe: Es lebe der König!

Das waren erhebende Worte, die jeden Einzelnen bewegen und in den Herzen den heiligen Schwur von neuem wiederhallen lassen mußten: ob Fels und Eiche splittern — bis in den Tod hinein treu zu halten zu den Fahnen des Regiments!

VI.

Im „goldnen Mainz“.

Es blinken drei freundliche Sterne
Ins Dunkel des Lebens hinein;
Die Sterne sie funkeln so traulich;
Sie heißen Lied, Liebe und Wein.
(Th. Körner.)

Am 11. September früh traten wir marschbereit in Ars sur Moselle an, um das feindliche Gebiet zu verlassen und in eine heimatliche Festung zurück zu kehren. Geteilte Gefühle belebten die Brust: auf der einen Seite war es das natürliche Gefühl des Behagens, das jeder empfindet, wenn er nach einer Zeit der Gefahren und Strapazen einmal wieder dem Hafen zusteuert; es erwarteten uns in Mainz ja gar manche Annehmlichkeiten gegenüber dem rauhen Lagerleben im Felde; warum sollte man sich darauf nicht freuen! — auf der andern Seite hatte es etwas Bedrückendes, jetzt, da die Macht des Feindes durchaus noch nicht gebrochen schien, (wir merkten eben trotz Gravelotte und Sedan nichts davon) weichen und den Kameraden den Kampf allein überlassen zu müssen. Allein es stand uns fest, daß unser Verweilen in Mainz gewiß nicht von langer Dauer sein werde. Das Regiment war erschöpft und sollte sich in Mainz erholen, um, sobald es galt, mit frischen Kräften wieder eingreifen zu können. So glaubte ich. Ob es so gewesen, weiß ich nicht. — Das Wetter war schön. Frohgemut, die Pfeife im Brand, ging es hinaus, der Zukunft entgegen! Wir marschierten bis Coin sur Seille. Beim Weitermarsche am andern Morgen verabschiedete sich unser Brigadekommandeur persönlich von dem Regimente. Offizieren und Mannschaften ging der Abschied gleich nahe. Hatten wir doch in ihm nicht nur den umsichtigen und tapfern General, der alles mit uns durchgefochten, sondern seinem ganzen Wesen und seiner Erscheinung nach auch den vornehmen, fein gebildeten Mann verehren gelernt, der sich dessen, was er von uns verlangte und verlangen mußte, wohl bewußt war. —

Wir marschierten bis Ancerville. Am andern Morgen, noch bevor wir ausrückten, kam ein starker Transport Gefangener hinter dem Dorfe, in dem wir lagen, vorüber. Den Eindruck, den ich von den Leuten in ihren buntscheckigen Uniformen hatte,

kann ich nicht besser wiedergeben, als das ein Korrespondent des „Rappel“ von Metz aus damals selbst thut: „Die Soldaten marschieren ruhig, gedankenvoll, ernst, ohne Geschrei, ohne Gesang, ja ohne etwas zu sagen. . . . .
Es sind arme, brave Leute, die nichts von Politik verstehen, die Preußen gar nicht lieben, — sie wissen nicht recht warum — die gute Lust haben, zu leben und das Leben zu genießen und die manchmal an die Familie denken müssen, die sie daheim zurückgelassen haben. Die Streitigkeiten der Fürsten kümmern sie nicht sehr, und wenn Herr von Hohenzollern sie fragte: Wollt ihr mich den Thron besteigen lassen? so würden sie ohne Bedenken Ja sagen.“ Solche Stimmen gehörten in Frankreich in jener Zeit allerdings nicht zu den häufigen. — Diesen Eindruck mochten wohl unsre Leute alle haben; ich bemerkte nichts von Spott oder Verhöhnung. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, ließ man sie vorüber ziehen, reichte ihnen wohl auch einen Trunk, wenn man gerade etwas in der Flasche hatte.

Am 13. September gelangten wir zu der Bahnstation Remilly. Um den Bahnhof herum lagen Brotvorräte, Säcke mit Hafer u. s. w. in Massen aufgehäuft. Wir hatten noch etwas Zeit, uns hier herum zu tummeln. Gegen 10 Uhr vormittag dampften wir ab. Wir fuhren über Faulquemont, Forbach und Saarbrücken. Mannigfache Erinnerungen wurden wach. — Durch Forbach waren wir hindurch marschiert und das IX. Armeekorps an uns vorüber. — Und dort mußte Lauterbach liegen. — Und jenes Biwak kehrte ins Gedächtnis zurück. — Und Mahlstadt zeigte sich, wo wir gelegen hatten. — Und drüben stiegen die Höhen von Spichern auf. — Auch wir hatten unser Spichern gehabt. — Und wir dachten der Toten, der Toten. —

Der Abend dunkelte. Ich hatte einen Ecksitz erwischt. Da gegen 10 Uhr ein gewaltiger Stoß. — Ich fuhr mit dem Kopfe gegen den meines mir gegenüber sitzenden Kameraden. In demselben Augenblicke flog auch die Thür des Waggons auf. Hinaus. Was war geschehen? Unser Zug war infolge falscher Weichenstellung auf eine Anzahl vor ihm stehender Wagen gestoßen. Glücklicherweise war der Zusammenstoß gut abgelaufen; mehrere Wagen waren zertrümmert, im übrigen aber nur einige leichte Verletzungen vorgekommen. Die Fahrt mußte, was uns gar nicht so unlieb war, unterbrochen werden. Wir marschierten nach dem Dorfe Fischbach; hier wurden wir einquartiert. In einer jüdischen Familie, die wie die Bewohner

des Dorfes wohl überhaupt an alles mögliche aber nicht an eine Einquartierung gedacht hatte, fand ich eine recht freundliche Aufnahme. Unter Gesprächen wurde noch ein Teil der Nacht verbracht. Am andern Morgen war alles wieder in Ordnung, und wir fuhren weiter über das reizend gelegene Kreuznach nach Bingerbrück. — Ein Wegweiser, ein Brückengeländer sind Dinge, denen man eine große Aufmerksamkeit gewöhnlich nicht widmet; an denselben aber jetzt nach langer, banger Zeit die deutschen Landesfarben wieder zu sehen, machte mich unendlich glücklich. — In Bingerbrück wurden wir gespeist. Mir ahnte so etwas; wahrhaftig, Reis und Rindfleisch! „Laßt's euch wohlschmecken!" tönte es uns warmherzig entgegen. Ich trat jedoch schleunigst den Rückzug an. Kaum satt sehen konnte ich mich wieder an dem reizenden Stückchen Erde hier am einzig-schönen Rhein. Gegen 2 Uhr langten wir auf dem Bahnhofe im alten Mainz an. Mit nicht geringem Stolze, als direkt aus dem Felde kommend, — die abgeschabten Uniformen, die gebräunten Gesichter, die jetzt meist der Vollbart schmückte, während man nur mit dem Schnurbarte leicht ins Feld gerückt war, zeigten es ja — marschierten wir in die Stadt ein. Wir wandten uns über die Schiffbrücke nach Kastell und wurden hier — wir speziell in der Lünette Hochheim — untergebracht. Es war finster in dem kellerartigen Raume der Lünette und die Luft dumpf, nicht so wie draußen. Man gewöhnte sich aber daran. Übrigens würden uns nach dem langen Biwakieren auf einmal weiche Betten in Bürgerquartieren nicht so gut bekommen sein als die Soldatenbetten der Lünette, und wir würden in jenen sicher nicht so fest geschlafen haben wie auf diesen.

Der Soldat findet sich bald zurecht. Sack und Pack hatten einen Platz gefunden, und nun ging es daran, sich nach Möglichkeit in „Wichs" zu bringen, um sich an einem Glase deutschen Bieres und einer endlich einmal wieder „anständigen" Havanna, nach der mich sehnsüchtig verlangte, zu laben. Viel gab es zu erzählen; die ehrsamen Mainzer wurden nicht müde mit Fragen. Die erste Nacht in der Lünette quälte mich mein rheumatischer Kopfschmerz wieder ganz scheußlich. War es das ungewohnte Bier, war es die dicke Luft in dem unterirdischen Raume? Vielleicht beides. Am andern Morgen ging ich zum Arzt. Glücklicherweise brauchte ich nicht ins Lazarett. Ich erhielt „Revier" und ein Paar derbe, für einen Soldaten berechnete Kantharidenpflaster hinter die Ohren; diese zogen zwar recht schmerzhafte große Blasen, halfen aber;

ich wurde gänzlich befreit von meinem erbärmlichen Leiden. Wieder hergestellt, teilte sich unsre Zeit in Mainz in Exerzieren, Appells und Wachen. Ich stand am Rheinstrome auf Posten an der „untern Rheinschanze“. Nach einem Feinde hatte ich — Gott sei Dank! — nicht auszuspähen; ich hatte nur Palissaden und ähnliches Zeug zu bewachen. Aber wunderherrlich war es, — wir hatten in Mainz prachtvolle Tage — als der Morgen heraufzog, duftig und klar und leichte, weiße Nebel auf dem Wasser wallten, das Leben am Rheine zu pulsieren begann. Die übrige freie Zeit, deren wir allerdings nicht viel hatten — man wußte uns immer zu beschäftigen — und die Sonntage benutzten wir, um uns die Stadt anzusehen. Ich besuchte den ganz in Häusern steckenden Dom und sonstige Sehenswürdigkeiten. — Man schien alle Eventualitäten in Rechnung gezogen zu haben; die Festung war überreichlich verproviantiert, die Magazine von unten bis oben aus gefüllt; ganze Herden fetter Schweine befanden sich in den Wallgräben. — Auch dem großen Zeltlager der französischen Gefangenen machte ich einen Besuch; es war außer einer starken Postenkette rings von Kanonen drohend umstellt; die große Zahl der Gefangenen machte wohl diese Vorsichtsmaßregel nötig.

Am 22. September, einem Donnerstage — ein Donnerstag zugleich auch in des Wortes eigenster Bedeutung war es gewesen, an dem wir bei Gravelotte gestanden hatten — gab uns die Stadt Mainz ein glänzendes Fest. An mit allerlei „Aufschnitt“ reich besetzten Tafeln in den „Neuen Anlagen“ und immer wieder vollen Gläsern thaten wir uns gütlich, während Kanonen vom Rheine her uns ihre ehernen Grüße zusandten. Das war ein schönes Fest, ob dessen jeder, dem es vergönnt gewesen, daran Teil zu nehmen, der alten Moguntia und ihren braven Bürgern ein dankbares Andenken bewahren wird. Wenn mich an dem Abend dieses Tages Kopfschmerz geplagt hätte, so wäre ich über die Ursache desselben nicht im Zweifel gewesen.

Am 27. September unternahmen wir vollständig kriegsmarschmäßig gerüstet, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, einen Übungsmarsch nach Wiesbaden, dieser „Königin des Taunus“. Es war wieder ein herrlicher Tag. Wir nahmen unsern Marsch über das reizend gelegene Bibrich mit seinem herrlichen Schlosse, „der schönsten Fürstenburg am Rhein“. Wir marschierten durch das vom Sonnenglanz überflutete schöne Wiesbaden hindurch, an der inmitten noch blütenreichen

Gebüsches aristokratisch-vornehm daliegenden russischen Kapelle vorüber, den Neroberg hinauf. Hier rasteten wir. Auf dem Rückmarsche hatten wir die Ehre, vor Ihrer Königlichen Hoheit der damaligen Kronprinzessin von Preußen jetzigen Kaiserin Friedrich vorbei zu defilieren. Es geschah einfach mit Gewehr über. Die hohe Frau saß im Wagen; neben ihr im Fond desselben stand eine Hofdame; unser Oberst hielt neben dem Wagen. Innige Teilnahme sprach aus ihren Zügen, als sie so auf uns blickte und hörte, was der Oberst zu ihr sprach.

Ja schöne Erinnerungen knüpfen sich an die wonnevollen Spätsommertage unseres Aufenthaltes in Mainz. Aber auf die Dauer konnte dieses verhältnismäßig bequeme Leben nicht befriedigen. Die Kameraden standen draußen, und wir hatten hier dem Dienste in einer heimatlichen Garnison obzuliegen; das war's ja, dem auszuweichen, ich gleich bei Beginn des Kampfes beschlossen hatte. Wir sehnten uns nach Arbeit; diese giebt Kraftgefühl, und darin besteht unser höchstes Vergnügen.

Da traf am 29. September der Befehl ein, daß unser Regiment unverzüglich nach dem eben eroberten Straßburg zu dirigieren sei. Wir waren also doch nicht vergessen. Wie freute ich mich darauf, die „Perle des Elsaß" mit Meister Erwins wundervollem Werke zu schauen.

Schon am 1. Oktober früh sollte die Fahrt abgehen. Nachdem am 30. September das Exerzieren und der Appell vorüber, gingen wir daran, uns marschfertig zu machen. Einige kleine Einkäufe namentlich für die Feldflasche und den Brotbeutel wurden besorgt. Noch einen Abschiedstrunk, und dann eilte ich meiner Lünette zu, um die letzte Nacht in derselben zu verbringen und von der Zukunft zu träumen.

VII.

Straßburg.

Nun sei uns gegrüßt mit jubelndem Schall,
Du trotzige Burg, du eiserner Wall,
Du Stadt des deutschen, hallenden Doms,
Du Stadt an der Marke des heiligen Stroms!

Am andern Morgen in aller Frühe sammelte sich das Bataillon. Es war ein frischer Herbsttag. Wir marschierten zum Bahnhofe; bald nach 6 Uhr dampften wir ab. Die Fahrt

ging durch eine der schönsten Gegenden des deutschen Vaterlandes, über das reizend gelegene Heidelberg mit seiner epheuumsponnenen, herrlichsten Ruine auf deutschem Boden nach der schönen und eleganten Hauptstadt Badens. Hier erhielten wir Kaffee, Bier, Brot, Zigarren. — Ja, der Geist der Brüderlichkeit, der damals das deutsche Volk durchwehte, die thätige Liebe, die Opferfreudigkeit, die sich allenthalben zeigten, waren wahrhaft herzerhebend; ein solches Volk mußte unwiderstehlich sein. Und alle die wackern Frauen und Männer, die sich damals in rastloser Thätigkeit zur Erquickung der durchziehenden Truppen zusammenschlossen, haben jene Zeit wohl in jedem einzelnen Kämpfer zu einem Gegenstande bleibender Rückerinnerung gemacht. — Die Fahrt ging weiter über Rastatt nach Kehl. Wir langten gegen abend hier an. Am Bahnhofe stiegen wir aus. Kehl bot ein Bild grauenhafter Zerstörung. Der Bahnhof lag zumteil in Trümmern; Bäume, Laternenpfähle waren zerschossen, die Stadt selbst ganz verwüstet. Man konnte ja den Franzosen die Beschießung der offenen Stadt Kehl als völkerrechtswidrig zum Vorwurfe machen. Die Gerechtigkeit erfordert es jedoch, zu sagen, daß Kehl wohl kaum hätte verschont bleiben können; die deutschen Batterieen hatten ja in unmittelbarer Nähe der Stadt gestanden. Und mußten außerdem nicht die Leidenschaften der rings von Leichen und rauchenden Trümmern umgebenen Belagerten aufs höchste erregt sein, jeder ruhigen Erwägung Thor und Thür verschließen? — Da die Eisenbahnbrücke von Kehl aus über den Rhein durch Badener Pioniere bereits am 22. Juli abgebrochen war, (es standen nur noch Trümmer davon im Strome) so mußten wir auf Kähnen über den Rhein gesetzt werden. Das nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch. Ich verlor mich in den Anblick des drüben in majestätischer Ruhe in den Abendhimmel hineinragenden Münsterturmes. Da stand es das Werk eines deutschen Meisters auf altem deutschen Boden und fast 2 Jahrhunderte lang in den Händen der Franzosen! Ein eigenartiges Gefühl ergriff mich. — Es dunkelte bereits, als ich mit an die Reihe kam. Bei der Überfahrt führte uns die Strömung ziemlich weit abwärts, so daß wir erst wieder eine tüchtige Strecke durch Sand, Busch und Gestrüpp stromaufwärts zurück zu legen hatten, ehe wir auf die nach Straßburg führende Chaussee gelangten. Es war vollständig dunkel geworden. Lebhaften Schrittes ging es der Stadt entgegen. Wir rückten ein. Stille, die Stille des Todes herrschte in derselben; finster war es zum größten Teil; Schuttmassen schienen überall zu liegen.

Es war ja kaum 3 Tage nach der Übergabe, als wir einmarschierten. Wir schlugen die Richtung über den Münsterplatz ein. Ich wandt mich geflissentlich ab vom Münster; ich wollte das erhabene Bauwerk zum erstenmale im Lichte des Tages schauen, um mir den Eindruck nicht zu verkümmern. Wir bogen in eine Straße ein und wurden von unsern Offizieren untergebracht, hier 3 Mann, dort 4, da 5. Mit mehreren Kameraden wurde auch mir ein Haus zugewiesen. Nach längerem Pochen öffnete man uns. Der Besitzer des Hauses brachte uns in ein Parterrezimmer. Ein wenig Zucker und ein Trunk frischen Wassers war alles, was er uns zu bieten vermochte. Er bereitete uns indes ein Lager und versorgte uns mit Decken. So verbrachten wir die erste Nacht in Straßburg. Am andern Morgen — die Sonne strahlte hell und warm vom Himmel hernieder — bekamen wir die Stadt zu sehen. Straßburg war doch, soviel sich in unsrer nächsten Umgebung schon zeigte, arg mitgenommen. Die Wirkung des Bombardements war eine furchtbare gewesen. So hatte ich mir die Zerstörung nicht gedacht. Trümmer und Schuttmassen lagen überall in den Straßen; da war selten ein Haus, das nicht beschädigt war. — Mein erster Besuch galt dem Münster. Ich kam an dem Denkmale Gutenbergs vorüber. — Mußten, o Straßburg, dieses Standbild, einem deutschen Manne zu Ehren, dein Münster dich nicht mahnen, daß von den Franzosen einst die frechste aller Gewaltthaten an dir verübt worden war? — Leider zeigte sich davon, wie ich sehr bald sah, keine Spur. Als einst die französische Besatzung in Straßburg einrückte und dieses damit aufhörte, eine freie Stadt zum Deutschen Reiche zu gehören, da erschienen aus Trauer die Bürger weder auf den Straßen noch an den Fenstern. Und jetzt, da auf „erneute französische Gewaltthat“ der furor teutonicus mächtig sich erhob und Deutschland, „dessen Stämme das Band geistiger und rechtlicher Einigung, das die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, je länger desto inniger verband und dessen Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bot“, nun sein Eigen, sein uraltes Erbe, auf das es ein Recht hatte, wie es natürlicher und heiliger nicht zu denken war, gebieterisch zurückforderte, da geschah das gleiche; Groll und Haß begegnete man überall und nicht bloß bei dem Pöbel; gerade die gebildeten und besitzenden Klassen mit ganz seltenen Ausnahmen waren es, die den Deutschen und dem Deutschtume gegenüber eine durchaus abgeneigte Haltung beobachteten. —

Vonseiten des Gouvernements erschien eine Bekanntmachung

an den Straßenecken, laut welcher alle Schriftstücke, die an die Behörde eingereicht würden, in deutscher Sprache abzufassen seien. Nach noch einigen weniger einschneidenden Bemerkungen schloß die Verordnung mit dem Satze: „Denn Straßburg wird fortan eine deutsche Stadt sein und bleiben.“ Auf mehreren Plakaten fand ich das Wort „fortan“ in dem letzten Satze durchstrichen und „jamais“ darüber geschrieben. Den Straßburgern — ich möchte fast behaupten, ohne Ausnahme — erschien diese ganze Verordnung und besonders der Schlußsatz derselben wie ein Schlag mitten ins Gesicht. Das konnte man überall beobachten. Ein Straßburger, der die Sache übrigens ruhiger ansah, sagte mir hierzu: Ich weiß nicht, ob Ihre Behörde mit dieser Verfügung recht klug handelt; wir hatten hier bisher Beamte, die der deutschen Sprache ebenso mächtig waren wie der französischen. Ich entgegnete ihm, daß unter den deutschen Beamten sich zweifellos eine ungleich größere Zahl befinde, die des Französischen kundig, als unter den französischen, die „deutsch verstünden“. Meine Erwiderung schien seine Bemerkung jedoch nicht entkräftet zu haben. Ich hatte übrigens ein ähnliches Gefühl.

Gar zu befremdend konnte die Erscheinung dieser Negative freilich nicht sein. Die Bewohner Straßburgs und des Elsaß überhaupt knüpften keine erhebenden geschichtlichen Erinnerungen an Deutschland; wohl aber waren sie von demselben beständig schutzlos gelassen. Von der neuen Herrschaft war Straßburg in jeder Weise begünstigt worden. — Was bietet ihr uns drüben über dem Rheine? sagte mir ein Straßburger, zu dessen starken Seiten ein idealer Zug allerdings nicht gehörte, wir haben uns unter dem bisherigen Regimente wohl befunden, und euer Verlangen nach Gegenliebe hat für uns vorläufig noch gar keinen realen Untergrund. — Die Stadt hatte sich zu beträchtlichem Wohlstande erhoben und sich mit Einrichtungen befreundet, die, wenn sie auch nicht staatliche Freiheit gewährten, doch die Grundsätze der Gleichheit zur Geltung brachten. Und darüber waren 189 Jahre vergangen, eine lange Zeit. Man konnte der Stadt ihre Anhänglichkeit an Frankreich füglich nicht verdenken; man mußte dieselbe respektieren, ja in dieser Anhänglichkeit an das Alte, Hergebrachte, durch Gewohnheit lieb Gewordene ein erfreuliches Zeichen dafür erblicken, daß den Bewohnern trotz der langen Verbindung mit den Franzosen, die doch, wie Cäsar schon von den Galliern sagt, immer nach neuen Dingen lüstern sind, einer der Hauptzüge germanischen Wesens noch

nicht abhanden gekommen war. Es würde also unter allen Umständen Zeit und Mühe gekostet haben, das erloschene Bewußtsein der Stammesangehörigkeit wieder wach zu rufen. Doppelt schwierig aber wurde diese Aufgabe dadurch, daß die Vereinigung erzwungen — und wie erzwungen! — werden mußte. Das Schicksal der Stadt mußte jedem anständigen Manne zu Herzen gehen, welcher Nation er auch angehören, welcher politischen Meinung er sein mochte. Straßburg hatte unter dem „höllischen Granathagel“, wie ein Belagerter schreibt und wie man überall erzählen hören konnte, furchtbar gelitten. Frauen und Kinder hatten weinend und betend in den Tiefen der Keller gesessen. Hunger, Krankheiten, Flammen, Verderben und Tod hatten entsetzlich in der unglücklichen Stadt gewütet. „Sie hätten da sein sollen,“ schreibt jener Straßburger, „alle die aus Paris, welche verkündeten, daß dieser Krieg notwendig sei; . . . . sie hätten alle mit der Straßburger Bevölkerung leiden und darben sollen! Inmitten der Ruinen, der Flammen, der Toten und Sterbenden hätte ich sie sehen mögen, zitternd vor Schrecken, und hätte man ihnen den Ruf erpressen sollen: ‚Es lebe der Krieg‘!“ — Wenn also die Deutschen nicht mit Jauchzen und Jubel empfangen wurden, so war das ganz natürlich. Davon aber fühlte man sich so eisig berührt, daß eine Stadt, die, was sie gewesen, niemals hätte aufhören sollen zu sein, gut deutsch, in Sprache, Einrichtungen, Lebensgewohnheiten so ganz französisches Wesen zeigte. Ich bin weit entfernt, der schönen und liebenswürdigen Seite desselben nicht gern und willig Anerkennung zu zollen. Wem sollte dasselbe mit seiner Gastfreundschaft und seinem Edelmut, seiner Begeisterung für alles Große und Schöne, mit seiner feinen Bildung und Artigkeit in den Umgangsformen nicht sympathisch sein? Das alles fand man auch in Straßburg, daneben aber auch die häßliche Kehrseite französischen Wesens, jene maßlose Eitelkeit, die sich so gern selber belügt, die Wahrheit nicht hören und sehen mag und die für andere Nationen nichts als Mißachtung hat. Das war's, wovon man sich so übel berührt fühlte, umsomehr als es dem tieferen Blicke nicht entging und nicht entgehen konnte, daß alles das keine Wahrheit und Innerlichkeit hatte, sich als eine Tünche darstellte, die künstlich auf einen echt deutschen Kern aufgetragen war und gewaltsam darauf fest gehalten wurde. Es war nicht ein fremdes Nationalgefühl, nicht verletzter Patriotismus, die uns entgegen standen, sondern eine

Verirrung der Gefühle und Auffassungen, an der eben das zu beklagen war, daß es Deutsche waren, die sich ihrer fähig zeigten. — Mit dieser maßlosen Eitelkeit — um dabei noch mit einigen Worten stehen zu bleiben — hing eine andre höchst trübselige Erscheinung zusammen. Die Franzosen waren die erste Nation Europas und somit der Welt und nicht bloß die civilisierteste sondern auch die tapferste, ergo unbesiegbar; das war nun ein für allemal außer Zweifel! Unsre Waffenerfolge, die übrigens gar nicht so bedeutend waren, hatten ihren Grund nicht etwa in unsrer Überlegenheit, bewahre! wir hatten dieselben einzig und allein dem — Verrate zu verdanken! Wir sind nicht besiegt; wir sind verraten, verkauft! (käuflich war überhaupt alles) — das war die Überzeugung die eine, der man überall begegnete. „Ein schöner fester Glaube existierte sonst an nichts, weder an die Dinge der sichtbaren noch der unsichtbaren Welt. Der Kaiser war ein Spott, die Marschälle ein Gegenstand der Verachtung. Regierung, Kirche, Gesetz alle drei waren nur da, um das Volk in Banden zu schlagen und sich selbst zu behaupten und zu bereichern. Alles einzelne war sich selber Zweck, nie im Dienste einer Idee, nie im Dienst des Ganzen. Der Eindruck war kläglich und zeigte den tiefsten Verfall.*)" Die beispiellosen Niederlagen der Franzosen hätten (so hätte man meinen sollen) das Volk dazu bringen müssen, mit sich zu Gericht zu gehen. Nichts davon. Die Franzosen wurden dadurch nur bestärkt in ihrer Überzeugung, daß alles Verrat sei. Einen Franzosen davon abbringen, hätte geheißen, einen Mohren weiß waschen wollen. Es war fabelhaft, zuweilen ergötzlich, wie erfinderisch die Franzosen sich zeigten im Beibringen von Argumenten, (so als die Kapitulation von Metz bekannt wurde) daß unsre Siege doch gar nicht bedeutend seien, weiterhin eigentlich gar keine und schließlich nur durch Verrat errungen waren. Der „Figaro", der in englischen Zeitungen das Lob des preußischen Generalstabes (englisch General-Staff) gelesen hatte, setzte alles Ernstes auseinander, daß die großen Erfolge der deutschen Heere jenem General „Staff" zuzuschreiben seien, den man Jahre lang in der Pariser Gesellschaft gehätschelt und der dann alles, was er wußte, den verhaßten prussiens verraten habe. — Der Unterhaltung mit einem Menschen, bei dem weder offenkundige Thatsachen noch Vernunftgründe etwas vermögen, bin ich immer aus dem Wege gegangen.

---

*) Fontane, Kriegsgefangen.

Schweigen war hier das beste. Höchstens konnte man entgegnen, was ich, wenn mir die Sache zu „bunt" wurde, auch manchmal that, daß wir doch dann heidenmäßig viel Geld haben müßten. —

Nun durch eine Seitengasse zum Münsterplatze. Da stand es das herrliche Denkmal deutscher Baukunst mit seiner zu schwindelnder Höhe emporsteigenden Pyramide. Ich bin nicht Baukenner. Später aber habe ich noch oft vor dem Münster gestanden, und es war mir dann allemal von hohem Interesse, wenn ich Herren fand, die dasselbe betrachteten und ihre Begleitung dabei auf dieses und jenes hinwiesen. Ich suchte mich ihnen dann zu nähern, um auch mehr Verständnis für das Bauwerk zu gewinnen. Da hörte ich einmal einen Herrn zu einem andern ihn begleitenden sagen, daß diese „gotische" Baukunst in ihrer ganzen Vollendung sich doch am Freiburg-Münster zeige, und er wies das an verschiedenen Teilen des Domes nach. Mochte das sein: mich erfüllten Staunen und Bewunderung beim Anblick dieser zum Himmel sich emporhebenden Massen immer von neuem, Staunen und Bewunderung vor dem Geiste, der in der Anordnung und Entwerfung derselben waltete, vor der Kenntnis und Sicherheit in der Ausführung und dem großen Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen, Staunen und Bewunderung vor einer Zeit, in der es Meister gab, die so dachten und bildeten, Bürger, die ihre Reichtümer für solche Zwecke hergaben. Einen nicht minder gewaltigen, erhebenden Eindruck machte der Dom in seinem Innern; das Halbdunkel in demselben, bewirkt durch die bemalten Scheiben, füllte unwillkürlich die Seele mit Schauern der Ehrfurcht vor der Nähe des Allmächtigen. — Die Beschädigungen, die das Münster erlitten, waren glücklicherweise nicht so bedeutend; der Dachstuhl war abgebrannt, auch der Turm etwas verletzt; das Innere war so ziemlich verschont geblieben; das Orgelwerk hatte gelitten. Die berühmte astronomische Uhr, die um die 12. Stunde mittags immer viel Besucher heranzog, war heil geblieben.

Die Erstarrung, welche die Schrecken der Belagerung über die Stadt gebreitet, wich erfreulicherweise bald einem von Stunde zu Stunde zunehmenden Wogen und Treiben. Die Zugänge zur Stadt wurden passierbar gemacht, Schuttmassen beseitigt, um den innern Verkehr wieder herzustellen. Die Landleute kamen zur Stadt; die Dampfwagen brachten Scharen Neugieriger von nah und fern. — Ich kann nicht gerade sagen, daß mich diese Neugier, die etwas Unzartes hatte, besonders angenehm

berührt hätte. Wenn ich auch glauben will, daß die Tausende, die nach Straßburg kamen, lediglich die Neugier trieb, so konnte es doch den Anschein gewinnen, als weideten sich viele an den Bildern — und wahrlich oft furchtbaren Bildern der Vernichtung. Wer den Sinn der Worte „man bittet um stille Teilnahme" zu würdigen weiß, kann an solchen Erscheinungen kein Wohlgefallen finden. Die Straßburger, deren Stellung und Beschäftigung es erlaubten, zogen sich daher auch, während die Stadt sich mit Fremden füllte, in die Stille ihrer Wohnungen zurück. Selbst diejenigen, deren Muttersprache deutsch war, vermieden im Verkehr mit den Eroberern sie zu sprechen. — Gleichwohl war dieser Fremdenzufluß der Stadt von großem Vorteil; Läden, Verkaufsstellen, Restaurants öffneten sich wieder und wurden lebhaft frequentiert.

Unser Quartier wurde nach und nach zu einem recht angenehmen. Der Herr des Hauses sprach gut deutsch, die Dame dagegen nur französisch. Anfangs erfuhren wir eine zwar höfliche aber ziemlich kühle Behandlung; allmählich gestaltete sich dieselbe jedoch zu einer freundlicheren. Man mochte sehen, daß „wir Wilden doch bessere Menschen waren". Ich hütete mich namentlich der Dame in ihrem Nationalgefühl zu nahe zu treten; ich blieb rücksichtsvoll, ohne ihr gerade auf Kosten meiner Stammesangehörigen den Hof zu machen. Eine eigenen Reiz hatte es, wenn sie dieses oder jenes deutsche Wort nachzusprechen versuchte, was ihr wirklich schwer wurde. „Comment s'appelle cela en allemand?" Neu war mir — ich hatte ja bis dahin noch nicht bei einer französischen Familie im Quartier gelegen — die Art des Kaffeeeinnehmens; derselbe wurde in napfähnlichen Tassen ohne Henkel gegeben, mit einem Eßlöffel daneben. Bei dem ersten „Kaffee" suchte ich mit Anknüpfung eines Gesprächs zu verdecken, daß ich abwartete, auf welche Weise das Kaffeetrinken vor sich ging. Die Sache war sehr einfach; man bediente sich eben tapfer der Löffel, und der Hausherr brockte sein Weißbrot ungeniert in seine Tasse hinein. Ungewohnt war mir auch der Genuß von Weißbrot und ziemlich herbem Käse mit einem Glase Wein, was gewöhnlich die Abendmahlzeit bildete. Aber wir wurden gut verpflegt. Zogen wir auf Wache, dann wurde nie versäumt zu fragen, wann und wohin wir den Kaffee und unser Essen haben wollten. — Dem Hause blühten zwei liebliche Töchter; ich bewahrte natürlich gegen diese die äußerste Zurückhaltung; sie ließen sich namentlich anfangs auch kaum herbei, mit ein paar Wörtchen an den Gesprächen teil zu nehmen.

Leider blieben wir nicht hier; wir wurden umquartiert. Die Kompagnieen sollten mehr zusammenliegen; beim Einmarsch an jenem Abend hatte darauf nicht gesehen werden können. Ich kam mit zu einem Kaufmann. Wir fanden hier eine ganz freundliche Aufnahme, wurden gut verpflegt; aber die Freundlichkeit war unverkennbar eine nur äußere, durch die Verhältnisse gebotene, im Grunde war man uns so abgeneigt wie alle andern. In diesem Quartier blieb ich die ganze Zeit über, in der wir in Straßburg lagen. Besonderes Vergnügen machte uns hier die Küchenfee. (Soldat gewesen sein und von einer solchen nichts erzählen können, wäre geradezu unnatürlich.) Diese glaubte, trotzdem sie uns in Straßburg sah, absolut nicht daran, daß die Franzosen besiegt waren; sie wurde allemal „wild", wenn wir darauf hin mit ihr anbanden. Wir hefteten ihr, als wir das erst wußten, freilich tolles Zeug auf.

Sehr schwer war der Wachtdienst in Straßburg. Ich mußte hier in mancher Woche dreimal auf Wache ziehen. Dadurch lernten wir Straßburg allerdings so ziemlich kennen, sahen freilich auch immer mehr von den wahrhaft erschreckenden Verwüstungen, welche die deutschen Granaten angerichtet hatten. Vieles ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Auf dem Kleberplatze mit dem Denkmal des in Straßburg geborenen französischen Generals Kleber bezeichnete nur ein Trümmerhaufen die Stelle, wo ein herrliches Museum gestanden; Bruchstücke von Statuen lagen in Massen umher. Von der berühmten Bibliothek mit ihren kostbaren, unersetzlichen Manuskripten war nichts übrig geblieben als verkohlte Einbände und glimmende Asche. — Die Neue Kirche mit einer herrlichen Orgel und berühmten Fresken war ein Raub der Flammen geworden, die noch immer emporlohten. Am Präfekturgebäude war Rückerts Wort, das er seine Straßburger Tanne reden läßt, buchstäblich in Erfüllung gegangen. In einem der schönen Räume des Gebäudes, der uns jetzt als Wachtlokal diente, blickten die lebensgroßen Bildnisse Napoleons und seiner Gemahlin auf uns nieder. Ich dachte an die Worte, die König Wilhelm nach der Schlacht von Sedan gesagt hatte: „Vor drei Jahren sah ich Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht." Sic transit gloria mundi. Und drüben in einem Gefängnisraume — eine furchtbare Illustration — erbarmenforderndes Elend neben Verkommenheit auf den Zügen derer, die während der Nacht von Patrouillen aufgegriffen und hierher gebracht worden waren.

Ihren Höhepunkt hatte die Zerstörung vor dem Steinthore erreicht. Hier sah man von einem ganzen großen Stadtteile nichts als Massen kleingeschossener Steine; hier und da ragte eine einzelne Mauer empor. In die innere Umfassung war hier eine über 10 m breite Bresche geschossen, die davorliegenden Wälle fast der Erde gleich gemacht, so daß, wie man wohl sah, der Erstürmung Straßburgs von dieser Seite her fast nichts mehr im Wege gestanden hätte. — Zur Unterkunft für die obdachlos Gewordenen hatte man Bretterbuden errichtet. Unser Wachtlokal hier bot nur geringen Schutz gegen Sturm und Regen. Und in der Nacht, in der ich hier auf Posten stand, wütete der erstere gerade furchtbar; die stehengebliebenen Mauern schwankten buchstäblich hin und her, so daß man nur Acht zu geben hatte, nicht unter ihnen begraben zu werden; überall ächzte und krachte es. Und dort ragte der Münsterturm in die sturmvolle Nacht hinein; ich hätte fast geglaubt, daß auch er stürzen müsse. Doch was mochten ihn die Stürme schon umbraust haben! Ich wurde abgelöst. In unserm Wachtlokale war es vor dem Sturme nicht möglich, Licht zu halten. Es war einmal wieder eine schaurige Nacht. — Auf Bahnhofswache war die Offizierswachtstube in einem Eisenbahnwaggon etabliert; derselbe, nicht fest gelegt, war in dieser Nacht gelegentlich auf dem Geleise spazieren gefahren.

Ein anderes lebensvolles und farbenreiches Bild bot sich mir bei Gelegenheit des Wachtdienstes dann wieder auf Posten vor einem großen Hotel, das, wie ich hörte, dem Kaiser Napoleon bei seinem Verweilen in Straßburg als Absteigequartier gedient hatte. Es mußte hier an dem Abend etwas besonderes „los sein". Was, wußte ich freilich nicht. In dem glänzenden Hochparterre des Hotels bewegten sich Generale und hohe Offiziere aller Waffengattungen; Adjutanten flogen ein und aus. Ich hatte nur zu thun, um alle die hochadligen Namen, Henckel von Donnersmarck und wie sie lauteten, zu behalten, an deren Träger ich Bestellungen auszurichten hatte, falls sie sich an mich wandten. Selten ist mir die Zeit beim „Schildern" so wenig lang geworden als hier bei diesem glanzvollen militärischen Treiben.

In der französischen Bank, wo ich dann wieder auf Posten stand, wurden einige hohe Beamte der Bank gefangen gehalten. Wiederholt erschienen Genieoffiziere mit Plänen in der Hand, wie ich vermutete, Pläne des Bankgebäudes, um dasselbe namentlich in seinen unterirdischen Räumen zu untersuchen.

Es wurde auch, wie ich sah, mancher geldgefüllte, nicht gerade kleine Beutel zu Tage gefördert und von dannen geführt.

Oft kam ich auf den Münsterplatz als Posten. Hier waren Munitions- und andere Wagen aufgefahren, die es zu bewachen galt. Da hatte ich denn Muse, mir das Münster ordentlich zu betrachten. An der Wiederherstellung des Turmes wurde bereits gearbeitet. Ich beneidete die Leute nicht, die da oben in schwindelnder Höhe hantierten und von unten wie Puppen aussahen. — Mit magischer Gewalt ergriff es mich, wenn die Münsteruhr die nächtlichen Stunden verkündete. So war sie schon in mittelalterlicher Zeit erklungen. Einen Teil des Münsters sah ich zuweilen fast die ganze Nacht hindurch erleuchtet, sah ein- und ausgehen, glaubte auch singen zu hören. Wurden hier nächtliche Gottesdienste abgehalten? Ich wußte es nicht.

Dann kam ich wieder auf den Bahnhof oder in die Tabaksmanufaktur auf Wache oder stand auf einer einsamen Lünette außerhalb Straßburgs auf Wacht. Da wir hier auf einem „verlornen Posten" standen, so machten wir's uns bequem; wir besorgten unsere Ablösung selbst ohne Aufführung und ließen den Kameraden schlafen.

Das Aufziehen der Wachen von einem fast kriegsstarken Bataillon und die Wachtparaden auf dem Kleberplatze zogen stets eine Menge Zuschauer herbei, Straßburger und Fremde.

Dem wirklich aufreibenden Wachtdienste gesellte sich ein schon oben berührter starker Patrouillendienst hinzu, um während der Nacht die Ruhe und Ordnung in den Straßen aufrecht zu erhalten. Denn es kam nicht selten vor, daß auf Posten geschossen wurde oder die Bevölkerung auf diese oder jene Weise ihrem Hasse Luft machte. Auch bei diesen Patrouillengängen habe ich manche Nacht schweren Trittes die dunkeln, öden Straßen durchwandert.

Hatte man nicht Wachtdienst zu leisten, so wurde man zur Arbeit an den Wällen und sonstigen Festungswerken, zur Herstellung von Wegen u. s. w. kommandiert, oder es gab Arbeiten in der Kommißbäckerei und andern Etablissements zu verrichten. Diese Arbeiten zog ich übrigens immer noch dem Wacht- oder Patrouillendienste vor.

Die sonst noch übrig bleibende Zeit wurde mit Exerzieren und Appells ausgefüllt, die letzteren namentlich zur Erhaltung der Sachen in völlig kriegsbrauchbarem Zustande.

Der geneigte Leser wird finden, daß uns zur Erholung oder bei einem Glase Bier ein Stündchen zu verbringen, blut-

wenig Zeit übrig blieb. Und als ich einmal einen ziemlich freien Sonntag hatte und eben mein Quartier verließ, da wollte es das Schicksal, daß ich dem Feldwebel in die Hände lief; er brachte mir die Überraschung, daß ich mich gleich fertig machen müsse, um — für einen krank gewordenen Kameraden auf Präfekturwache einzutreten. Daß ich dem guten Feldwebel dafür wenig Dank wußte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Was half aber alles? Gehorsam ist eben des Soldaten erste Pflicht.

An einem andern Sonntage hatten wir einem im Lazarett verstorbenen Kameraden das letzte Geleit zu geben. Die ganze Kompagnie folgte unter Vorantritt der Regimentsmusik. Die Straßburger stutzten nicht wenig über das feierliche Leichenbegängnis, das wir dem abgeschiedenen Kameraden bereiteten und meinten, der Verstorbene müsse doch mindestens Offizier gewesen sein.

Im übrigen begaben sich an den Sonntagen Deputationen zur Kirche, und am 30. Oktober begingen wir in der Thomaskirche die Feier des heiligen Abendmahls.

Daß man sich darnach sehnte, den so anstrengenden Dienst hier in Straßburg wieder mit dem im Felde zu vertauschen, der hin und wieder doch eine freiere Bewegung gestattete, ist wohl begreiflich. Unser sehnlicher Wunsch erfüllte sich endlich. Am 3. November erhielt unser Regiment Befehl, an der Belagerung von Belfort teilzunehmen; es war der 1. Reservedivision unter Generalmajor von Treskow und speziell der 2. Pommerschen Landwehrbrigade zugeteilt.

VIII.

Nach Belfort.

Drum keinen Frieden
In diesem Krieg,
Bevor entschieden
Ein letzter Sieg.

* * *

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streicht von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt.

(Th. Körner.)

Dem an das Regiment gelangten Befehle gemäß rückte unser Füsilierbataillon bereits am 5. November von Straßburg

ab. Unser Ausmarsch verzögerte sich bis zum 10. Nach dem Appell am Nachmittage vorher gab es noch alle Hände voll zu thun, um am andern Morgen marschfertig zu sein. Briefe wurden geschrieben, mit kleinen Souveniers aus Straßburg zur Post befördert. Neues, frisches Leben herrschte unter uns, als hätte es am andern Morgen zu einer Vergnügungsfahrt gehen sollen. Es stand uns ja auch manches Neue in Aussicht; an die Gefahren und Strapazen, welch letzteren man namentlich bei dem herannahenden Winter entgegen ging, dachte man nicht.

Morgen marschieren wir,
ade, ade, ade!

Ich hatte den angenehmen Leuten, bei denen ich zuerst im Quartiere gelegen, auf ihren Wunsch und mit ihrer Erlaubnis immer noch einmal einen Besuch abgestattet. Ich konnte Straßburg nicht verlassen, ohne ihnen Adieu zu sagen und eilte, diese Pflicht zu erfüllen. Animiert verplauderten wir noch ein Stündchen bei einem Glase Wein; ich mußte fort. Mein Abschied gestaltete sich zu einem fast herzlichen; ich mußte versprechen, zu schreiben und wieder einzukehren, wenn das Schicksal mich nach Straßburg zurückführen sollte.

Es galt, noch einmal ordentlich auszuruhen. Am andern Morgen, nachdem wir auch unserm bisherigen Quartiergeber Dank und Lebewohl gesagt, sammelten wir uns auf dem Kleberplatze. Beim Ausmarsch kam ich noch einmal an meinem ersten Quartiere vorüber. Mein Wirt stand mit seiner Familie auf dem Balkon des Hauses. Ich „winkte mit dem herzlichsten Gruße hinauf", wurde auch bemerkt. Hatte ich der jüngeren der beiden Töchter des Hauses bei aller Zurückhaltung doch etwas mehr Aufmerksamkeit erwiesen? Ich sah, wie sie ihr weißes Tüchlein lüftete und mir freundlich zuwehte. — Hinaus, in den frischen Herbstmorgen hinein. Draußen wurden die Pfeifen in Brand gesetzt; unter fröhlichem Liederklange ging es vorwärts. — Drüben lag der Kirchhof im Gelb und Rot und Dunkelgrün des herbstlichen Laubes, und unter jenem noch frischen Hügel ruhte einer unsrer Kameraden. Tönt, ihr Marschgesänge, tönt hinüber ihm ins stille Kämmerlein, daß er horche und lausche, wie es weiter geht nach Frankreich hinein!

Ernste Momente und heitere Szenen wechseln wie in einem Kaleidoskop im Leben des Feldsoldaten. Im nächsten Dorfe hinter Straßburg gab es einmal wieder etwas zu lachen. Vor dem Thore seines Gehöftes stand ein behäbiger dicker Bauer, die Hände in den Hosentaschen und auf dem Kopfe eine

knallrote, hoch empor stehende Zipfelmütze; die Figur war gar zu komisch. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es an schlechten Witzen nicht fehlte. Besonders ergötzlich war dabei, daß der Bauer, obwohl die Farbe seines Gesichtes immer mehr der seiner Zipfelmütze ähnlich wurde, seinen Posten partout nicht verließ sondern allen den Spöttereien, derb schimpfend, beharrlich Trotz bot. Auch unsre Offiziere konnten sich eines herzlichen Lachens nicht enthalten.

Straßburg verschwand immer mehr hinter uns; aber der Münsterturm, „das ganze Elsaß überragend", stand majestätisch erhaben. „Weiter ging's durch Feld und Hag" in das schöne Elsaß hinein, reich an Früchten, Obst und Wein, reich an Schönheiten mannigfacher und eigner Art: jedes Städtchen hat sein altes Münster, jeder Berg Ruinen. Und etwas unbeschreiblich Heimisches haben die alten Städtchen, die stillen Dörfer, wie mitten im Vaterlande; das ist deutsches Land, kein welsches.

Unser Marsch wurde mit Vorsichtsmaßregeln ausgeführt. Wir erreichten an dem Tage Bernfeld, eben eines jener altertümlichen, so anheimelnden elsässischen Städtchen. Wir kamen hier ins Quartier, ich jedoch — auf Wache. Das war immer eine verteufelte Sache, wenn man, ermüdet vom Marsche, vom Platze weg auf Wache ziehen mußte, Posten stehen, während die Kameraden sich pflegten. Ich habe damit in dem Feldzuge sehr oft „Pech" gehabt. — Nachdem ich gegen Morgen noch die müden Glieder auf ein paar Reisigbündel geworfen, um die verlorene Ruhe wenigstens einigermaßen zu ersetzen, marschierten wir am 11. November weiter. Links drüben lag Schlettstadt mit seinem gewaltigen alten Münsterturm; auch dieser schaute bereits auf deutsche Wacht hernieder auf den grün berasten Wällen ringsum. In Guemar erhielten wir Quartiere. — Wir wurden auf diesem Marsche stets mit Verpflegung einquartiert. Die Bewohner zeigten sich zuvorkommend, so daß wir überall gut aufgehoben waren. — Das behagt dem Soldaten, wenn er nach angestrengtem Marsche in ein gutes Quartier kommt.

Am 11. November, einem Sonntage marschierten wir in der Frühe durch das ansehnliche Kolmar. „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren" — mit diesem Verse fand ich kürzlich in einer Zeitschrift einen allerliebsten Holzschnitt: hinter dem Fenster eines Hauses, etwas zurückgetreten, eine liebliche Mädchengestalt, die auf vorüber ziehende Infanterie hinunter blickt, während einige jugendfrische Jünger des Mars,

die das Lockenköpfchen bemerkt haben, freundlich zu ihr hinauf grüßen. — Das Bild erinnerte mich lebhaft an unsern Durchmarsch durch Kolmar. Mit demselben Liede durchzogen wir die Stadt, zu manch einem Mädchengesicht, das sich verstohlen an den Fenstern zeigte, burschikos hinauf grüßend. Hinter Kolmar rasteten wir und marschierten dann bis Rouffach. Hier kam ich zu einem wohlhabenden Ökonomen ins Quartier; er mußte uns ja aufnehmen; in seinem gemessenen, dabei etwas protzenhaften Benehmen zeigte er jedoch, daß er uns viel lieber die Thür gewiesen hätte. Bezüglich unsrer Verpflegung ließ er sich indes nichts zu Schulden kommen. Ich suchte doch ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Vom Wetter sprach ich nicht; ich nahm zu einer geistreichern Wendung meine Zuflucht. Wir hatten gegessen, und so kam ich zu der meine Gewandtheit gewiß nicht in ein schlechtes Licht stellenden Bemerkung, daß uns das Weizenbrot doch etwas Ungewohntes sei, unser Magen sei an ein derbes Stück Roggenbrot gewöhnt. „Wir brauchen Roggenbrot nicht zu essen; wir haben in Frankreich Weizen genug" — erhielt ich zur Antwort. Nun wußte ich's. „Unser gutes Roggenbrot hat aber doch ein kerniges, kräftiges Volk herangezogen," parierte ich den Hieb mit einem Ausdruck, den er unmöglich mißverstehen konnte, sah aber, daß hier „der Liebe Müh'" vergeblich sei und zog es vor, mich zugeknöpfter zu verhalten; unser liebenswürdiger Gastgeber that allerdings dasselbe. Am andern Morgen rückten wir aus; Thränen haben wir beim Abschiede nicht geweint; mit einem kurzen Adieu ging es hinaus. Der Morgen war unfreundlich; graue Wolken hingen vom Himmel hernieder und umschleierten Höhen und Wälder; bald schlugen Regen und Wind uns ins Gesicht; es war einer jener rauhen und trüben Herbsttage, die ihre herabstimmende Wirkung auch auf das Gemüt nicht verfehlen. Düster lag das alte Ensisheim, das wir gegen abend erreichten, unheimlich das Zuchthaus darin mit seinen schweren, fest verschlossenen Thoren und seinen hohen Mauern mit den Posten darauf ringsum.

Wir näherten uns der Festung Belfort immer mehr. Es kam uns der Befehl zu, über St. Louis an der Schweizer Grenze entlang bis in die Gegend von Delle vorzugehen, unterwegs die in den Gemeinden verteilten Gewehre aufzusammeln und das südliche Elsaß von Franktireurs zu säubern. Wie nämlich schon seit Ende September zahlreiche Franktireurbanden im Wasgau, besonders in den wildromantischen Gegenden von

St. Dié, Rambervillers, Baccarat, südwestlich von Straßburg ihr Unwesen zu treiben begonnen hatten, so regte sich das Bandenwesen auch im Oberelsaß. — Mit unsern friedlichen Märschen, die wir gehabt, seitdem wir Straßburg verlassen hatten, war es nun vorbei.

Es sei mir gestattet, hier zunächst einiges Allgemeine voraus zu schicken. Die Bevölkerung erschien verbissener, je näher wir der Festung kamen und südwestlich von derselben vorrückten. Auf den Gesichtern der zipfelmützigen, in blauer Blouse und Holzschuhen steckenden Bauern prägten sich, nicht selten gepaart mit Stupidität und darum um so widriger und abstoßender wirkend, jener Fanatismus aus, jener Zug grausamer Hinterlist und feiger Rache, die aus dem Hinterhalte heraus den Feind zu treffen sucht. Die Geschichte dieses Feldzuges hat leider davon schauerliche Proben geliefert. Mancher brave deutsche Mann ist von französischen Bauern und Weibern, Freischützen und Mobilen umgebracht. Daß der Krieg in eine Phase trat, in welcher er in seiner abscheulichsten Gestalt sich zeigt, ist gewiß im höchsten Grade beklagenswert und wirft einen tiefen Schatten auf den Nationalcharakter der Franzosen; denn auch im Unglück soll ein Volk den Adel der Gesinnung sich bewahren. Aber etwas Unnatürliches war das nicht. Der freundliche Leser folge mir in jene armseligen Dörfer um Belfort herum. Wir kommen durchnäßt, voll Schnee, durchfroren, gewöhnlich in größerer Zahl in einer Bauernhütte oder in dem Häuschen eines armen Familienvaters an, der durch den Krieg völlig erwerbslos geworden ist. Das Wohnzimmer mit dem wenigen Gerät und dem Kochofen nehmen wir in Beschlag. Es war ja nun oft so, daß Soldaten und Quartiergeber friedlich miteinander in einer Stube hausten. Ein solches Zusammenleben hatte oft etwas Komisches: auf der einen Seite die Soldaten, lustig und guter Dinge, — denn das ist der Soldat beim Einrücken in ein Quartier stets — die es sich sans façon bequem machen, Gewehr und Tornister in eine Ecke stellen, das Lederzeug aufhängen, wo eben ein Nagel oder Haken ist, und nach Empfangnahme der „Fourage" die Kochtöpfe aus der Küche herbei holen und zu kochen anfangen, — auf der andern Seite der Bauer, der mit guter Miene zum bösen Spiel, sich sagend, daß das hier noch das geratenste ist, drein schaut. Zu den drolligsten Szenen kam es zuweilen, wenn so ein hausbackener deutscher Infanterist oder Kavallerist sich mit dem französischen Bauer über irgend etwas verständigen wollte.

Gar oft aber gestaltete sich die Sache anders. Nicht immer der rücksichtsvollsten Behandlung von unsrer Seite sich erfreuend, muß der arme Bauer sehen, wo er mit seiner Familie bleibt. Genommen wird an Lebensmitteln, was da ist, wenn überhaupt noch etwas vorhanden, an Brennmaterial, was brennen will. Nicht selten sitzt er dann, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, den Kopf zwischen beiden Händen, vor sich hinbrütend, mit den Seinen, hungernd, — denn alle seine Vorräte sind aufgezehrt — in einem Raume, in dem nicht einmal ein Ofen sich befindet. Das geht nun wochenlang so fort. Marschieren wir ab, dann rücken andere ein, oder wir kommen wieder hierher zurück. War es da zu verwundern, wenn der Bevölkerung, je länger der unselige Krieg sich hinzog, jemehr die tiefste Erbitterung sich bemächtigte? War es zu verwundern, daß diese Erbitterung zu blutigen Gräuelthaten führte, wenn hierzu noch gerade der intelligente Teil der Nation auf alle Weise in Wort und Schrift zum Volks- zum Rachekriege bis aufs Messer gegen die deutschen Barbaren spornte, die Leidenschaften zu entfesseln suchte? „Dorf, nimm deine Mistgabel! Rollet Felsen herab, häufet Pflastersteine, nehmt die Steine unsers geheiligten Bodens, stürzt die Eindringlinge mit den Gebeinen unsrer Mutter Frankreich! . . . . . . Das Fenster öffne sich wütend, die Wohnung schleudre ihre Möbel, das Dach werfe seine Ziegel, jeder Busch sei ein flammender Busch!“ lautete es in dem Manifest Viktor Hugos. —

Was mich persönlich betrifft, so bin ich mit den Leuten im ganzen gut gefahren. Ich habe immer gern — es ist das vielleicht eine meiner schwachen Seiten — eine gewisse Generosität geübt, oft auch da, wo dieselbe gar nicht angebracht war; nicht selten habe ich selbst Not darunter gelitten; das hat mich indes vorläufig wenig gekümmert. (Viel „rechnen“ hat in meinem Leben überhaupt nicht zu den Tugenden gehört, durch die ich mich besonders ausgezeichnet hätte.) Hier den Franzosen gegenüber fühlte ich mich doppelt zu dieser Generosität geneigt. Einesteils kam mir's stets darauf an, zum Ansehen unserer Armee beizutragen, was ich für meine Person vermochte, den Franzosen den Blödsinn dessen zu zeigen, was damals — aus der Feder eines Charles Hugo sogar — im Rappell zu lesen war: „Sie“ (die deutschen Soldaten) „tragen nichts vom Selbstbewußtsein des menschlichen Wesens zur Schau . . . . . Die Barbarei zieht vorüber.“ Ich bewahrte deshalb vor allem *selbst* ein humanes Auftreten, suchte

— vielleicht lief auch hier ein bischen Egoismus mit unter — in einem möglichst „liebenswürdigen" Lichte zu erscheinen. — Anderenteils habe ich mich eines Mitgefühls mit der manchmal recht bedrängten Lage der Leute nie erwehren können, wenn ich auch nicht immer Verständnis dafür fand. Manchem armen Bauer habe ich zuzureden versucht, mit mancher armen französischen Familie gern geteilt, was ich erhielt und was ich hatte; es gehört das mit zu meinen schönsten Erinnerungen aus dem Feldzuge. In einem Quartiere den Leuten kategorisch fordernd gegenüber zu treten oder unter ihren Augen Küche und Keller zu durchsuchen, war mir nicht gegeben; es genierte mich manchmal schon, mich hinter dem Tische breit zu machen bei dem, was die Leute nolens volens freiwillig boten. Lieber war mir's schon, wenn ich auf dem Durchmarsche in einem Dorfe einmal etwas mit „wegschnappen" konnte.

Wenn ich persönlich also mit den Leuten leidlich ausgekommen bin, ja von Zuvorkommenheit, Verbindlichkeit und Dankbarkeit für nur kleine Dienste sagen kann, so galt es doch, auf der Hut zu sein auf dem Marsche sowohl wie im Quartiere oder auf Posten; kein Wald, den wir passierten, war sicher, kein Dorf, dem wir uns näherten. Vorsicht war namentlich geboten beim Durchstreifen der meist dichten Wälder und ein Zurückbleiben hinter der Truppe keineswegs geraten. — Nicht selten trafen wir auf Wachthütten, aus Reisig und dürrem Laube hergestellt, mit Lagerstätten, die manchmal gar nicht lange erst verlassen sein konnten; diese Hütten lagen immer am Waldessaume, hart an der Straße, jedenfalls zur Beobachtung der letzteren; wir brannten dieselben gewöhnlich nieder. Nicht minder nötig war es, die Augen offen zu haben, wenn wir gegen eine Ortschaft heran rückten. Denn daß etwa die Gegend unsicher machende Freischaren an den Bewohnern einen Rückenhalt fanden, mit denselben in Rapport standen, war zu natürlich. Ja es waren die Bauern oft selbst, von denen das Feuer herrührte, das eine gegen ein Dorf vorgehende Patrouille erhielt. Bezogen wir Quartiere, so geschah das auch nie vereinzelt. — So ging es nun hin und her; zuweilen hatten wir, in einem Quarticre angelangt, kaum den Tornister abgeworfen, als es schon wieder galt, Gewehr in Arm, einen Wald zu durchstreifen. Unsre Kreuz- und Querzüge, einem frischen Jagen vergleichbar, hatten übrigens noch den Zweck, dem Feinde möglichst lange die Kenntnis von der Stärke des Cernierungskorps zu entziehen. — Das Regiment sollte daher für

lange Zeit nicht mehr zusammen wirken; die Bataillone, ja selbst die Kompagnieen wurden getrennt, den einzelnen Abteilungen weit auseinander liegende Quartiere zugewiesen und ihnen die verschiedensten Aufträge erteilt, wie es eben der beschwerliche Dienst bei der Cernierung und demnächstigen Belagerung von Belfort mit sich brachte.

Wir marschierten von Ensisheim über Mülhausen, das mit seiner zahlreichen, jetzt brotlosen Arbeiterbevölkerung nicht unberücksichtigt gelassen werden durfte, gelangten nach Rixheim und bezogen hier Alarmquartiere. Ich kam vom Marsche weg einmal wieder auf Wache. Ein Offizier wies uns eine Scheune am Ende des Dorfes zum Wachtlokale an. An dem Damme der von Mülhausen her nördlich des Dorfes laufenden und dann südwärts nach Basel abbiegenden Bahn wurden Doppelposten ausgestellt; es galt besonders, eine noch weiter nördlich sich hinziehende Chaussee zu beobachten. In unserm Wachtlokale alias Scheune lagen mehrere volle Fässer; das mußte Wein sein. Es gelang uns, eins derselben anzubohren; wirklich Wein! Durch Strohhalme suchten wir aus den Fässern heraus zu bekommen, was möglich war. Auf Posten legten wir uns an dem Damme nieder. Die Nacht war ziemlich frisch und mondhell, so daß uns weder auf dem vor uns sich ausbreitenden Felde noch auf besagter Chaussee, auf der sich einmal etwas zu nähern schien, auch nur das geringste entgehen konnte. Gegen Morgen wurden die Posten eingezogen. Wir kehrten in ein Alarmquartier, ein Gemeindehaus zurück; hier schlief alles; aber das Feuer knisterte noch im Ofen. Wir schürten es von neuem und streckten uns dann nieder, um noch eine Weile zu ruhen und uns zu erwärmen. Mit Anbruch des Tages sammelte sich das Bataillon auf der Chaussee, die wir während der Nacht beobachtet hatten, und marschierte in der Richtung nach Basel weiter. Auf dem Marsche begegneten wir unsern „Schwarzen“, den Füsilieren. Sie waren, wie oben bemerkt, 5 Tage vor uns aus Straßburg ausmarschiert, und wir hatten sie seitdem nicht wieder gesehen. „Guten Morgen, Schwarze!“ „Guten Morgen, Kalkbauern!“ scholl es in lustiger Laune hinüber und herüber. An einem Walde trennten wir uns wieder; sie bogen rechts, wir links. — Ich fühlte mich recht marode; die vergangene Nacht war wieder ohne eigentlichen Schlaf hingegangen. Vor einem Dorfe, wo wir kurze Zeit Rast hielten, ließ ich mich auf einem Steine nieder; der Speck und das Brot wollten nicht munden; die Witterung war trübe. Wie war der Feldzug so

anstrengend! Die Körperkräfte schienen auf die Länge doch schwinden zu wollen. Wie lange schon war man fort von der Heimat, von lieben Freunden und Bekannten! Man hatte sie fast vergessen. Und die Rückkehr, wenn man überhaupt zurückkehren sollte, war vorläufig noch gar nicht abzusehen. — Wir gelangten nach Bartenheim nahe der Schweizer Grenze. Ich kam — und das war mir heute besonders wohlthuend — zu recht freundlichen Leuten ins Quartier. Zur Familie gehörte ein angehender katholischer Geistlicher. Wenn auch, vielleicht in Folge seiner Erziehung und bei seiner Jugend von noch etwas engem Gesichtskreis, so wirkte doch sein überaus bescheidenes Wesen äußerst angenehm. Körperlich und seelisch wieder restauriert, suchte ich abends noch die Dorfschenke auf. Das Wetter war noch schlechter geworden; finster war es und regnerisch, als ich „heimwärts" stiefelte. Am andern Morgen, 16. November schieden wir und marschierten weiter an der Schweizer Grenze entlang. Wir erreichten Vieux-Ferette. Hier stießen 2 Geschütze und eine Eskadron Ulanen zu uns, so daß wir komplett waren, einem Angriff energisch Widerstand entgegen setzen oder selbst zu einem solchen vorgehen zu können. In Vieux-Ferette bezogen wir Alarmquartiere. Es ging recht eng zu in dem dumpfen Stübchen des kleinen Bauernhauses, in dem wir lagen. Wir machten uns dasselbe jedoch warm, und ich lauschte, eine Pfeife rauchend, des Gespräches, das ein Landwehroffizier, der mit in unserm Quartiere lag und der ein vorzügliches Französisch sprach, mit der Frau des Bauern führte; sie klagte recht sehr über die bedrängte Zeit, die durch den Krieg herein gebrochen war. Zurückkehrende Posten und Patrouillen erzählten, wie sie die Ablösung der Schweizer Vorposten deutlich vernommen hatten. So ging die Nacht hin. Beim Passieren eines Waldes tags darauf drückte mich etwas im Stiefel; ich mußte zurückbleiben. Die Kompagnie verschwand um eine Holzecke herum. Da hörte ich hinter mir im Walde etwas knacken; jetzt erst kam mir's zum Bewußtsein, daß ich allein war; ich schlug mein Gewehr auf und eilte nun, scharf nach allen Seiten spähend, der Kompagnie nach. Bald darauf ging es wieder durch Gehölz im Laufschritt in ein von einem Flüßchen durchschnittenes, tiefes Thal hinunter. Über eine Brücke eilten wir in ein hier gelegenes Dorf. Es sollten sich Franktireurs gezeigt haben. Wir fanden zwar nichts: an den Gesichtern der Dorfbewohner jedoch und der Bewegung, die unter ihnen herrschte, war deutlich zu erkennen, daß es hier nicht geheuer gewesen war. Wir erreichten

Suarce. Es war noch nicht spät am Tage; wir bezogen aber hier Quartiere. Das war wieder einmal bis zum andern Morgen schöne Zeit zum Ausruhen. So freundlich es am Morgen gewesen, so abscheulich naßkalt war es geworden, als wir gegen abend Noriland erreichten. Das Dorf war bereits belegt. In einer armseligen Hütte, in der schon Ulanen lagen, fand ich durch die Kameradschaftlichkeit derselben schließlich noch ein Obdach. Zu bekommen war hier nichts. Leer blieb deshalb auch der Magen für den Abend und für die Nacht. Am andern Morgen — es war wieder regnerisch und unfreundlich — wir hatten die Arrièregarde — bekamen wir die Festung zu Gesicht, hörten den Donner der Geschütze aus derselben, sahen die Wolkenknäuel der explodierenden Geschosse. Hier hatte ich eine eigentümliche Erscheinung. Einer dieser kleinen Wolkenknäuel löste sich auf und zeigte frappierend ähnlich einen langsam sich erhebenden preußischen Adler genau mit Scepter und Reichsapfel. Ich hätte das Gebilde für ein Spiel meiner Phantasie gehalten, wenn andre Kameraden nicht dasselbe gesehen. War es ein Symbol, daß der preußische, der deutsche Aar trotz des Verderbens, das die feindlichen Geschütze immer noch und immer wieder spieen, sich doch siegreich erheben werde?

IX.

Vor der Bergfeste.

Im Schnee, in Frost und bittrer Kälte
Vor Belfort liegt das deutsche Heer.

Am Nachmittage des 19. November erreichten wir Anjutay und rückten damit in die bereits geschlossene Cernierungslinie um Belfort ein. Unsre Aufgabe, die Ortschaften an der Schweizer Grenze zu entwaffnen und von Franktireurs zu säubern, hatten wir erfüllt. Vom Feinde hatten wir zwar nichts gesehen; eine Menge Waffen waren aber eingebracht worden. Jetzt lag es uns ob, den unmittelbar bei Anjutay ziemlich steil sich erhebenden, mit dichtem Walde bestandenen Arsot zu bewachen. Wie schon gesagt, waren die Dörfer hier ärmlich. Je 6 bis 8 Mann — mehr hatten nicht Raum — wurden wir in den Hütten des Dorfes untergebracht. Welcher Art der Dienst hier werden würde, zeigte sich gleich anfangs. Wir

waren kaum in die Quartiere eingerückt, als sich heftiger Kanonendonner von der Festung her hören ließ; man vermutete einen Ausfall. Wir hatten deshalb die Sachen noch nicht abgelegt, als wir schon wieder alarmiert wurden. Wir gingen am Rande des Arsotwaldes vor, kamen jedoch nicht zur Aktion und kehrten in unsre Quartiere zurück.

Der Aufgabe gemäß, die wir hatten, füllten nun in Anjutay Vorpostendienst und Patrouillengänge unsre Zeit aus. Die Gruppe des Arsot nördlich Belfort steigt von Anjutay aus auf. Dieselbe ist nur auf wenigen und schlechten Wegen passierbar. Südlich fällt der Arsot zu einem Thale ab; jenseit desselben erhebt sich abermals ein Landrücken, la Miotte zu nicht unbedeutender Höhe; auf derselben liegt das Fort Miotte mit einem weithin sichtbaren Wachtturme. Etwas südwestlich davon im Thale des Flüßchens Savoureuse, zu welchem sich der Arsotwald an seinem Westabhange niedersenkt, liegt Belfort. Auf der Höhe der Arsotgruppe überblickten wir von unsern Vorpostenstellungen aus wie bei unsern Patrouillengängen sowohl das Thal wie das gegenüber liegende drohende Fort Miotte. Westlich des Arsotwaldes, also jenseit des Savoureusethales erhebt sich die Gruppe des Mont Salbert; diese fällt südlich zu scharf eingeschnittenen Thälern ab, jenseit welcher wiederum einige Höhen aufsteigen, niedriger als der Mont Salbert und der Festung näher. Noch etwas südlicher verläuft der Mont Salbert in ein Hügelland, aus dem nur einzelne Erhebungen hervor treten; von diesen sind zwei mit den Forts des Barres und Bellvue besetzt; am Fuße dieser Erhebungen liegt die Vorstadt Belforts und der Bahnhof. Dies sei zur Orientierung bemerkt.

Vom Patrouillen- und Wachtdienst abgesehen, war unser Leben hier ein sehr einförmiges. Morgens gegen 9 oder 10 Uhr brachte uns ein Wagen die Lebensmittel, Fleisch mit obligatem Reis, Brot, Kaffee, Salz u. s. w. — Denn an unsre Verpflegung vonseiten der Dorfbewohner war bei der Armut derselben nicht zu denken. — Dann ging's ans Kochen. So war es einen Tag wie alle Tage.

Am 27. November verließen wir Anjutay und rückten nach Chateau de la Charme. Es war spät abends, als wir hier anlangten und kalt; der Mond schien hell. Wir suchten uns unter Führung unsrer Offiziere Quartiere. Wenn einigermaßen möglich, wollte ich nicht wieder so eingepfercht in einem Quartiere liegen, „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge". An einer Anhöhe an einem Ausgange des Dorfes gewahrte ich

mit noch einem Kameraden ein einzeln stehendes Häuschen. Hierhin wandten wir uns. Spärlicher Lichtschein fiel aus den kleinen Fenstern einer Stube auf die Straße. Wir traten ein. Wir fanden einen langen, hageren Mann mit seiner Frau und einem Knaben von vielleicht 10—11 Jahren. Im Stübchen war es äußerst sauber; aber das bleiche Gespenst des Hungers hatte offenbar hier Einkehr gehalten; das sah man auf den Gesichtern aller drei. Jetzt kamen wir noch hinzu. Die Leute schienen ratlos, was sie mit uns anfangen sollten; man sah ihre Verlegenheit. Mir that das leid. Ne craignez rien! Tranquillisez-vous! Nous cherchons seulement un logement! — suchte ich sie in meinem Etappen-Französisch zu beruhigen. Die Leute bereiteten uns in der Stube ein Nachtlager. Am andern Morgen machte sich die Frau daran, uns aus ein paar Kartoffeln eine Suppe zu bereiten; mit etwas Ziegenmilch richtete sie dieselbe zu. Eine Ziege hatten die Leute noch; diese schien aber ihr ganzes Vermögen auszumachen. Zutraulicher geworden, sagte der Mann, daß er, wenn ich nicht irre, in Belfort (Béfort hörte ich überall sprechen) selbst gearbeitet habe, jetzt aber ganz erwerbslos sei. Nun, so lange wir hier sind, dachte ich, „kann dem Manne geholfen werden". Wir erhielten unser Fleisch und unsern Reis; das alles brachten wir der Frau. Man empfindet in solchen Zeiten doppelt: gieb, daß dir gegeben werde. Ich bedeutete ihr, daß sie sich so einrichten solle, daß wir alle, ihre Familie mit genug daran hätten; das that sie denn auch. Still blickte der lange hagere Mann mit dem gutmütigen Gesichte darein, als wir nachher um den Tisch herum saßen; heute schmeckte mir sogar der Reis. Am Abend nahm ich meinen Wirt mit in die Dorfschenke, wo es „vom Fasse" einen ganz famosen Rotwein gab. Der Mann konnte es nicht unterlassen, der Wirtin von seiner Einquartierung zu erzählen, bei der ich denn auch dadurch, vielleicht auch durch prompte Bezahlung unsrer Zeche einen Stein ins Brett gewann. Ob es wohl, als wir nach Hause gingen, jemand hätte wagen dürfen, mir ein Leid zuzufügen? Gewiß nicht. Auch einem Nachbar, der am andern Morgen vorsprach, mochte der Mann von uns erzählt haben. Zufällig erhielt ich an dem Tage von Freundeshand ein Feldpostpaket, zum größten Teile mit Cigarren gefüllt, obenauf ein Paar Strümpfe und ein Stück Schinken. Was brauchten wir mehr? Ist das Herz in Ordnung, dann gehört nicht viel dazu, um glücklich und zufrieden zu sein. — Ein

lebhaftes patriotisches Gefühl habe ich bei allen Franzosen gefunden, mit denen ich in Berührung gekommen bin; la France war ihnen alles. Ich habe das immer respektiert, auch unsern Wirtsleuten gegenüber. Bei aller Liberalität unsers Verkehrs mit ihnen, ja ich glaube, gerade wegen derselben — sie würden andernfalls vielleicht nicht so offenherzig gewesen sein — verleugneten sie doch ihr Nationalgefühl nicht. „O quel malheur, o la pauvre France!“ klang es von den Lippen der Frau (die ihrem Manne übrigens geistig überlegen war) mit einem Ausdruck jedoch, den man wohl vertragen konnte; es war, als wollte sie hinzusetzen, Sie sind doch gar zu böse! Auch über unsern König Guillaume (der Name klang schön in ihrem Munde) frug sie nach diesem und jenem, doch ohne die Grenzen der convenance zu überschreiten. Am dritten Tage „kam das Kommandowort“. Wir verabschiedeten uns von den Leuten, sie und wir gut national aber doch in Freundschaft mitten im Kriege. Wir hatten unser bischen Fleisch und Brot mit ihnen geteilt; ich trug aber den beiweitem größeren Gewinn einer angenehmen Erinnerung mit davon. — Wir kehrten für den 29. und 30. November wieder nach Anjutay zurück. Es traten jetzt plötzlich Frostwetter und ziemlich starke Schneefälle ein. Das war sehr wichtig. Bei dem wochenlang andauernden Regen waren die Straßen, selbst die chaussierten Vicinalwege, trotzdem die Pionierkompagnieen unermüdlich an Instandhaltung derselben arbeiteten, grundlos geworden. Welche Schwierigkeiten schon der Transport des in dieser Zeit eintreffenden Belagerungsparks machte, hatten wir in den Ortschaften oft genug zu sehen Gelegenheit; aber das Placieren der Geschütze wäre bei weiter fortdauernden Regengüssen und den vielen Quellen, kleinen Bächen und Seen in dem Terrain um Belfort herum wohl kaum möglich gewesen. Auch uns konnte dieser Wechsel der Witterung nur willkommen sein. Wenn wir nunmehr auch unter der Kälte zu leiden haben würden, so hatte man doch trockenen Boden unter sich. Bei diesem trostlosen Regen und den morastigen Wegen drohten uns die Kleider fast vom Leibe zu faulen. — Am 1. Dezember rückten wir nach Chapelle sur Chaux. In meinem Quartiere hier hatte ich Gelegenheit, der Anfertigung der in der Gegend fast ausschließlich und in Frankreich überhaupt sehr viel getragenen sabots (Holzschuhe) zuzusehen. Quartierwechsel, Besetzen bald dieser bald jener Ortschaft, Patrouillieren in das Vorterrain

und von einem Kantonnement zum andern nahmen kein Ende. Es geschah das, wie schon bemerkt, wesentlich mit, um die eigene Schwäche zu verdecken. Der Leser wird sich eine Vorstellung machen können, wie äußerst aufreibend dieser Dienst hier war. Am 2. Dezember marschierten wir nach Luze, südwestlich der Festung. Zwischen Bavilliers, nordwestlich von Luze, und Essert, in nordöstlicher Richtung von Bavilliers gelegen, also dem Fort des Barres und der Festung gegenüber waren bereits an diesem Tage 7 Batterien mit 27 Geschützen eingegraben. Am 3. Dezember in aller Frühe hörten wir aus der Richtung der Festung her den heftigsten Kanonendonner; unsere Geschütze hatten das Feuer gegen die Festung eröffnet. Am Nachmittage rückten wir in der Richtung des Geschützfeuers ab. Wir erreichten die Chaussee Essert—Belfort und kamen damit in den Bereich der feindlichen Granaten. Rechts der Chaussee waren Laufgräben ausgeworfen, und in diese rückten wir, umschwirrt von den Sprengstücken der feindlichen Geschosse, die auf dem hartgefrorenen Boden gut krepierten und das ganze Terrain unsicher machten, zur Bedeckung unsrer Artillerie ein. Diese hatte einen schweren Stand; denn die Franzosen erwiderten das Feuer in energischer Weise und schossen ziemlich sicher; wiederholt wurden die noch nicht genügend starken Brustwehren durchschlagen. Es wollte nicht gelingen, ein Übergewicht über die Festungsartillerie zu gewinnen. In einem Buche: „Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 und 71“ fand ich über die Belagerung von Belfort einmal folgende Stelle: „Wir hatten zum öfteren Gelegenheit, mit einer großen Zahl dort mehr oder minder schwer verwundeter oder krank gewordener und in die hiesigen Lazarette übergeführter braver Landwehrmänner uns zu unterhalten und konnten dieselben nicht Worte genug finden, um das vor Belfort erlittene Ungemach zu schildern.“ Zur Illustration dieser Worte, nicht um meine persönliche misère „auf den Tisch zu legen“, (denn misère erweckt Mitleid aber auch dègoût) folge mir der freundliche Leser in meinen Erinnerungen an die Trancheenwache in den Laufgräben an der Chaussee bei Essert. Die Laufgräben lagen voll Schnee, dem sich, abwechselnd mit dichten Nebeln, immer neue Massen zugesellten. Die Kälte stieg auf 8 bis 10°. Ich hatte weder eine Unterjacke noch eine Unterhose (beide habe ich während des ganzen Feldzuges auch bei der strengsten Kälte nicht getragen) weder Handschuhe noch Ohrenklappen; nur meine Leinwandhosen hatte ich vor-

sorglich untergezogen; sonst hatte ich außer dem Waffenrocke und dem Mantel absolut nichts, nicht einmal eine Weste; denn auch diese hatte ich am Anfange des Feldzuges, um mich bei der Wärme nicht damit zu schleppen, mit nach Hause geschickt. So kampierten wir die ganze lange, starre Nacht; eine solche Nacht erscheint endlos. Es waren ja einige eiserne Öfen in den Trancheen aufgestellt. Was wollte das aber sagen? Der eisige Morgen graute; der ganze Tag ging hin; die Nacht begann sich wieder hernieder zu senken, und wir lagen noch immer hier. Doch der Humor verlor sich auch dabei nicht ganz. Wir „tanzten" im Schnee allerdings vor Kälte. Erst abends gegen 7 Uhr am 4. Dezember wurden wir abgelöst; unser Blut wollte kaum mehr zirkulieren. Wir zogen aus dem Bereich des französischen Granatfeuers heraus und kehrten nach Luze zurück. In Luze fanden wir schon wieder den Befehl vor, über Héricourt nach Montbéliard zu marschieren. — In den letzten Tagen des November hatten nämlich von Süden her die Nachrichten sehr beunruhigend gelautet. Vom Oberst von Bredow war deshalb von Héricourt und Montbéliard aus eine größere Rekognoszierung gegen den Doubs hin unternommen worden. Zum Detachement von Bredow sollten wir jetzt stoßen. Bis Héricourt begleiteten uns 2 Geschütze. Von Montbéliard rückten wir indes am 7. Dezember wieder ab und besetzten Bourogne als Etappentruppe. Ich kam hier in ein kleines Bauerngehöft. Wir blieben bis zum 14. Dezember liegen, und ich hatte so genügend Zeit, das Leben der Leute zu beobachten. Es ging, wie schon mehrfach berichtet, im ganzen recht armselig zu. Ein Gericht, das die Leute sich bereiteten, das aber noch eine Delikatesse zu sein schien, fiel mir auf. Auf einem Kuchenbrette wurde ein dünner Mehlbrei zurecht gerührt; dieser wurde mit einem Löffel in einen Topf kochenden Wassers geschabt, so daß daraus eine Art platter, vielgestalter Mehlklümpchen entstand. Diese wurden aus dem kochenden Wasser wieder herausgefischt und in eine Schüssel gethan; dazu genoß man eine Art Salat; mir schien es, als wenn man zu diesem alles genommen hätte, was überhaupt krautig war. Fleisch gab es nicht dazu. Genossen habe ich von dem Gerichte nichts; ich wagte mich nicht daran; über den Geschmack desselben kann ich also nichts sagen. Butter auf das Brot zu streichen, war nicht Brauch; diese wurde ungesalzen in Form von Rollen aufbewahrt und nur zum Kochen verwandt. Wir kauften uns manchmal davon, wenn sie frisch

bereitet war; es wunderte die Leute, wenn wir dieselbe zum Brote aßen. Der Dienst war auch hier ein äußerst anstrengender. Nur ein Beispiel aus diesen Tagen. Am 9. Dezember früh gegen 9 Uhr wurde ich auf Patrouille geschickt und kehrte gegen 2 Uhr zurück, um meine Meldung zu machen. Da kam mir ein Zug unsrer Kompagnie entgegen. Sogleich ging es mit demselben wieder aufwärts in den waldigen Bergen. Ich fühlte mich an dem Tage recht erschöpft, wiederholt einer Ohnmacht nahe. Ein tüchtiger Schluck Schnaps jedoch aus der Flasche eines Kameraden, meines Nebenmannes, eines ehrenhaften, braven Kerls, — leider suche ich vergebens auf seinen Namen zu kommen — der meine Ration mit in Empfang genommen hatte, wirkte fast wunderbar und brachte mich wieder auf die Beine. Mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir die Stelle, wo wir auf Feldwache bleiben sollten. Vom Anzünden eines Wachtfeuers konnte keine Rede sein. Jeder mußte sehen, wie er die Nacht wieder bei 8—10° Kälte verbrachte. Aus Ästen und Zweigen der Bäume suchte ich mir ein Lager zu bereiten und schlief darauf gar nicht so schlecht. Am andern Tage gegen 1 Uhr wurden wir abgelöst. (Auf dem Rückwege trafen wir auf alte bärtige Landwehrmänner, die mit Schanzarbeiten beschäftigt waren. Wir begrüßten sie herzlichst.) Um 3 Uhr kamen wir zurück in die Quartiere. Ich hatte eben den Tornister abgelegt; da traf mich wieder ein Befehl. Mit einem Transport von Schänzkörben mußte ich mit einigen Kameraden zur Bedeckung fort; wir marschierten bis abends gegen 11 Uhr. An einem Dorfe wurde Halt gemacht. Die Pferde mußten ihre Ruhe haben. Wir blieben bei den Schanzkörben auf Wache. Nachdem wir uns dann gegen morgen in der Schule resp. Schulstube des Orts, die uns als Wachtlokal gedient, etwas erholt und erwärmt hatten, marschierten wir ab und kamen gegen 10 Uhr in unserm Kantonnement wieder an. So war ich 48 Stunden ununterbrochen in angestrengtem Dienste gewesen. Bei diesem Rückmarsch hatten wir übrigens einen prächtigen Ausblick. Es war hart gefroren und kalt, die Luft überaus rein und durchsichtig. Gezackt und weißschimmernd hob sich am Horizonte eine Alpenkette ab. Man mußte übrigens scharf hinblicken, um das ganze herrliche Panorama nicht für ein Gebilde von Wolken zu halten.

Am 15. Dezember verließen wir Bourogne und marschierten abermals nach Héricourt, einem Städtchen im Thale der Lisaine. Ich kam hier in ein gutes Quartier zu einem Gerbereibesitzer,

wie es überhaupt viel Gerbereien hier zu geben schien. Von den augenscheinlich wohlhabenden Leuten wurde uns ein hübsches Zimmer angewiesen, und wir wurden gut verpflegt; im übrigen hielten sich die Leute aber in ihren Apartements fern von uns In Héricourt blieben wir noch für den 16. Dezember, an welchem Tage ich jedoch auf Posten kam. Am 17. Dezember rückten wir von Héricourt wieder ab. Es war Thauwetter eingetreten; Regen, untermischt mit Schnee, schlug uns ins Gesicht; das scharfe Schneewasser drang durch die nicht ganz heilen Stiefel hindurch. So langten wir abends spät bei vollständiger Dunkelheit in Grandvillars an; wir wurden untergebracht. Patrouillengänge und kein Ende auch hier. Am 22. Dezember ging ein Detachement, wobei auch ich, nach Morvillars. Wie schon bemerkt, sah ich, wenn es einigermaßen möglich war, immer darauf, nicht so zusammen gedrängt in einem Quartiere zu liegen. Im Hofe des kleinen Gutes, in dem wir einquartiert waren, fand ich ein Hinterhäuschen. Hier trat ich ein. In der Stube stand ein langer, alter eisgrauer Mann, wohl in den 70er Jahren in blauer Blouse und Zipfelmütze; er erschrak nicht wenig, als er meiner ansichtig wurde. Ich suchte mich jedoch mit ihm zu verständigen und stellte meinen Tornister und mein Gewehr in eine Ecke. Angenehm war ihm meine Gegenwart nicht; er suchte unruhig bald hier bald da herum. Ich entfernte mich, um meine Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Zurückgekehrt, legte ich dieselben auf den Tisch des Alten und frug ihn nun nach einem poêle oder creuset. Wir beide (er half mit) machten uns nun an das Braten des Fleisches. Meiner Einladung, an dem Mahle teilzunehmen, entsprach er jedoch nicht. Ich sah aber, wie seine Ängstlichkeit mehr und mehr schwand; er wurde zutraulicher. Auf alle Weise suchte er mir behülflich zu sein. Wollte ich fort, so schleppte er alles herbei, auch was ich nicht brauchen konnte. In der Stube des Alten stand auch sein Bett. Mir hatte er ein Lager zur Erde bereitet. Am zweiten Abend hatten wir uns beide niedergelegt. Nach einer Weile sah ich, wie der Alte aufstand und in einer vorsintflutlichen Kommode herumkramte. Endlich schien er zu haben, was er suchte. Er kam an mein Lager heran und — er mochte meinen, ich schliefe — zerrte mir eine Zipfelmütze über den Kopf. Zufrieden legte er sich wieder nieder. Ich konnte nun freilich in der Zipfelmütze nicht schlafen und entfernte dieselbe wieder. Das that er nun jeden Abend, wenn ich bei ihm

schlief. Um ihn nicht zu beleidigen, ließ ich mir das auch gefallen allerdings nur, um die Mütze immer wieder wegzunehmen. Der Hofraum vor dem Häuschen war durch eine Mauer abgeschlossen. Eines Morgens kamen Pioniere, um, wie das in den Ortschaften fast überall geschah, die Mauer verteidigungsfähig einzurichten. Als mein Alter das sah, geriet er in die größte Aufregung; er lief in der Stube auf und ab. Ich glaubte, er fürchte, daß es hier zum Schießen käme. Ich suchte ihn zu beruhigen; das half jedoch nichts; es mußte noch etwas anderes sein, was ihn drückte, und doch konnte ich nichts aus ihm heraus bekommen. Endlich gestand er mir, daß er in der Mauer sein bischen Geld verborgen habe. Er schien zu glauben, daß die Pioniere ihm sein Geld nehmen würden oder gar darnach suchten. Ich nahm nun den Alten mit zu den Pionieren hinaus und erzählte diesen die Sache. Ich frug ihn, wo er das Geld hingesteckt habe. War die Angst zu groß bei ihm — er wußte das Geld gar nicht zu finden. Endlich hatte er's; in einem Loche der Mauer war es. Ein schneller Griff, und eiligst wandte er sich seiner Behausung zu. Die Pioniere wollten wenigstens sehen, was der Alte da verborgen hatte. Ich sagte ihm dies unter der Versicherung, daß ihm niemand einen Centime nehmen werde. Da vertraute er mir das Leinwandbeutelchen doch an. Es befanden sich 25 Fünffrankenstücke darin. Ich gab ihm das Geld zurück und sagte ihm, daß er es ruhig in seine Kommode legen solle, kein deutscher Soldat werde ihm sein Geld nehmen. Das that er denn auch.

Hier feierten wir auch unser Weihnachtsfest. Ich kam am heiligen Abend auf Wache. Unser Wachtlokal war eine Stube in einem recht netten Hause, wie man sie sonst in diesen Dörfern nicht viel sah. Wir gingen aus und ein, besorgten unsre Ablösung, während die Bewohner des Hauses ruhig schliefen. Am Ausgange eines Hohlweges stand ich auf Posten. Tiefe Stille ringsum; selbst der Feind schien das Fest zu ehren; denn auch von Belfort her, wo es während dieser ganzen Zeit Tag und Nacht ununterbrochen krachte, dröhnte nur dann und wann ein Schuß. Die Erde lag, soweit ich blicken konnte, schneebedeckt. Ein eigner Zauber liegt um dieses Fest, ein Zauber, der mich doppelt ergriff hier in weiter Runde in stiller Nacht. Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen! — senkte sich's nicht wie Sphärenklänge tröstend hernieder zur schlafenden Erde, schier ermattet von all dem Elend, das sie nun mondelang schon trug?! Sei still! Weihnacht ist's!

Ohne die geringste äußere Veranlassung dazu erfreute ich mich am andern Tage, dem 1. Weihnachtsfeiertage einer durchaus festlichen Stimmung. Mit mehreren Kameraden leistete ich mir am Nachmittage einen Festschoppen. In der auberge saßen ein paar Dorfbewohner, unter ihnen ein Hüne von Kerl, groß, breitschulterig; ich hätte ihn für einen Viehhändler irgendwoher aus dem deutschen Vaterlande gehalten, wenn es nicht ganz außerhalb aller Möglichkeit gelegen hätte, einen solchen hier anzutreffen; sogar die blonden Haare fehlten nicht. Er schien dem vin blanc oder vielleicht auch dem eau de vie tapfer zugesprochen zu haben; der Mut übte in ihm seine Spannkraft, als er unser ansichtig wurde. Mit erhobener Faust (manchmal mit beiden) tönte es von seinen Lippen: Allons enfants de la patrie! Das Vergnügen konnte man ihm gönnen, zumal er im übrigen, wie ich nachher sah, ein ganz gutmütiger Kerl war wie alle starken Leute. Das war Weihnacht anno 1870.

X.

Gegen Bourbaki.

Bourbaki naht mit fliegender Hast,
Belfort, die Stadt zu entsetzen;
Es läßt ihm im Herzen nicht Ruh noch Rast,
Von Metz die Scharte zu wetzen;
Er kommt mit gewaltiger Heeresmacht;
Er will durchbrechen die deutsche Wacht.

Die dreitägige Schlacht von Orléans hatte die französische Loirearmee bekanntlich in zwei Hälften zersprengt. Gambetta ließ diese Trennung fortbestehen und stellte die eine Hälfte unter den Befehl des Generals Bourbaki. Diese sollte eventuell ostwärts operieren, sich mit Übermacht auf das Werdersche Korps werfen, es erdrücken, Belfort entsetzen und einen Einfall nach Deutschland unternehmen. Bourbaki näherte sich mit dem XV., XVIII. und XX. Korps der Festung Besançon, bei welcher er noch durch das neugebildete XXIV. Korps verstärkt werden sollte.

Die Gerüchte von dem Herannahen der französischen Hülfstruppen lauteten jetzt immer bestimmter, und es wurde immer ersichtlicher, daß die große Entsatzarmee von Besançon her im Anmarsche sei. Unsre Lage gestaltete sich zu einer sehr ge-

fährlichen. Zwar eilte unser XIV. Korps unter General von Werder zur Hülfe herbei; ob es aber zur rechten Zeit eintreffen, ob es überhaupt stark genug sein würde, um den übermächtigen Feind aufzuhalten, das blieb die Frage. Jedenfalls waren wir zunächst auf uns allein angewiesen. Da man das Herannahen des Feindes nur auf den 3 großen Straßen über Héricourt, Montbéliard und Audincourt erwarten konnte, so machte es sich zunächst nötig, die vorgeschobenen Posten am Doubs und in Arcey zu verstärken, um dieselben zu befähigen, ihre Stellungen möglichst lange zu behaupten. Es wurde uns bekannt gemacht, daß der Feind beabsichtige, die Belagerung von außen zu stören. Von welcher Seite er angreifen werde und welche Truppen zuerst in das Gefecht verwickelt würden, sei vorher nicht zu übersehen. Möge der Feind aber auch an Zahl uns überlegen sein, so stehe er doch an innerem Werte, an Ausbildung und Ausdauer unsern Truppen weit nach, und die als arabische Reiter gekleideten Gums würden eben so wenig imponieren als die Turkos und Zuaven, die überall im Felde geschlagen seien. Um aber auf alle Fälle vorbereitet zu sein, hätten sich die Truppen stets marschfertig zu halten, und die Bagage müsse stets bereit sein, abzufahren. Für diejenigen Truppen jedoch, welche vor der Festung verblieben, gelte auch ferner der alte Grundsatz, den Feind dort, wo er sich zeigen sollte, in die Festung wieder hinein zu werfen.

Wir hatten zunächst die Straße Héricourt-Arcey zu besetzen. Unser Dienst bestand in unaufhörlichen Patrouillen nach allen Richtungen hin. Es ergab sich, daß das jenseitige Doubsufer stark vom Feinde besetzt war; in westlicher Richtung zeigte sich noch nichts.

Am 20. Dezember, einem schönen Wintertage sammelten wir uns bei Beaucourt und rückten in Gemeinschaft von 4 Geschützen und einem Zuge Ulanen in der Richtung nach Herimoncourt vor. Kurz vor diesem Orte erhielten wir Feuer von Zuaven und Franktireurs. Nach einigen Schüssen unsrer Avantgarde und besonders, als die Geschütze auffuhren, suchte der Feind jedoch das Weite; wir rückten in Herimoncourt ein. Wir lagen hier wieder ziemlich eng in den Gehöften, und die Bewohner mußten sehen, wo sie blieben. Der Bauer, bei dem ich lag, klagte seine härteste Not. Zwischen ihm und seiner Einquartierung war es beinahe zu einem derben Auftritte gekommen. Man hatte für eine Schüssel voll Reis ein paar Kartoffeln von ihm haben wollen; die würde er ja gern ge-

geben haben, wenn man sich nur hätte verständigen können. Und noch einmal kam es zu einer Scene, die zwar Veranlassung zu lachen gab, bei der mir der Mann aber doch leid that. Er machte wahrscheinlich mit infolge des gehabten Auftrittes durch Fluchen und Wettern auf dem Hofe herum seinem gepreßten Herzen Luft. Das veranlaßte einen übermütigen Kameraden, dem armen Blaukittel einen Schneeball auf den Rücken zu werfen. Das brachte den Bauer aber geradezu außer sich; er ergriff einen Knüppel und raste mit demselben auf dem Hofe herum. Da kamen nun freilich Schneebälle von allen Seiten her, so daß dem armen Bauer nichts übrig blieb, als sich in Sicherheit zu bringen; er verkroch sich in einem Raume, wo die Seinen schon kauerten. —

Am Tage darauf, den 30. Dezember rückten wir nach Montbéliard. Es war bitterkalt. Ich fand indes mit noch zwei Kameraden bei einem alten Ehepaare ein hübsches Quartier. Die alte Frau sorgte für eine warme Stube, für Essen und Trinken und ein gutes, warmes Lager. Wir blieben am folgenden Tage noch hier, und ich hatte Gelegenheit, die Stadt näher kennen zu lernen. Montbéliard ist ein hübsches, regsames Städtchen. Ich besuchte die sehenswerte Kirche St Martin, fand, durch eine Gedenktafel bezeichnet, das Haus, in dem Cuvier geboren, und stieg zu dem auf hohem Felsen liegenden Schlosse auf. Das Schloß war von unsrer Seite bereits armiert und verproviantiert. — Sylvester war, und wir befanden uns in der fröhlichsten Stimmung, die sich sogar bis zu einem Walzer in den weiten Korridoren des Schlosses entwickelte, allerdings ohne Damen. Hatten wir auch nicht Gelegenheit, uns bei einer Bowle zusammen zu finden, so wurde doch, nachdem wir uns in dem Quartiere eines andern Kameraden, wo ein Klavier stand, erheitert hatten, dem scheidenden Jahre, reich an großen Momenten wie kaum ein anderes der dahin gesunkenen, reich freilich auch an Schmerz und Trauer, ein Glas geweiht. Was würde das neue bringen? Was es mir sehr bald brachte, daran hätte ich freilich nicht gedacht.

Unsre Lage bei der Jahreswende war, wie schon bemerkt, durchaus keine beneidenswerte. Der Festung gegenüber, deren Beschießung unterdessen immer fortgesetzt wurde, hatte man nach zweimonatlicher Belagerung unter unsäglichen Mühen nur relativ geringe Resultate erzielt. Jetzt stand man zwischen dieser und einer Entsatzarmee, deren Anrücken jeden Tag erwartet wurde, der man aber zu dieser Zeit nur ungenügende

Kräfte entgegen zu stellen vermochte. — Die Rekognoszierungen dauerten fort. Wir wurden in diesen Tagen auf der äußersten Verteidigungslinie beständig hin und her geschoben; wo dieselbe gefährdet schien, wurden wir schnell hingeschickt. Wir standen den Vortruppen der Entsatzarmee unmittelbar gegenüber. Wann würde es zum Schlagen kommen?

Am 1. Januar marschierten wir nach Dung. Den ersten Abend im neuen Jahre verlebten wir hier im Quatiere ganz vergnügt. Draußen um das Häuschen herum, in dem wir lagen, pfiff der Wintersturm, schlich der Feind immer näher und näher. — Wir saßen rauchend in der Stube und ließen unsre deutschen Weisen erklingen und das mit umsomehr Hingebung, als zwei junge hübsche Mädchen, am Tische strickend oder nähend, denselben lauschten.

Am 2. Januar kehrten wir wieder nach Montbéliard zurück. Hier war ein Teil wärmender Unterkleider für uns angekommen; leider reichten dieselben nicht weit. — Am 3. Januar marschierten wir nach Lébétain dicht an der Schweizer Grenze. Wir wurden in den Hütten des Dorfes untergebracht. Bald darauf wurde ich zum Feldwebel bestellt; dieser lag mit dem Hauptmann in einem ebenso engen und erbärmlichen Stübchen wie wir. Ich erhielt in diesem entlegenen Neste einen Geldbrief; ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß die Feldpost den Weg hierher fände. Um so größer war meine Freude, besonders da durch die letzten Tage in Montbéliard meine Finanzen ein bedenkliches Manko zeigten. Mit hereinbrechendem Abend des 4. Januar sammelten wir uns still seitwärts des Dorfes. Es galt, unter unserm Batallionskommandeur Major von Kutschenbach eine nächtliche Rekognoszierung an der Schweizergrenze entlang auszuführen. Mit aller Vorsicht, geräuschlos ging es im Schnee vorwärts über die Ortschaften Abévillers, Glay und Moslières. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, als wir an einer dieser Ortschaften bei schweigender Nacht auf eine von unseren Feldwachen stießen, die, durch den winterlichen Nebel hindurch kaum erkennbar, ein schwaches Feuer unterhielt. Gegen Morgen ging es in ein Dorf hinunter, Glay, wenn ich nicht irre, romantisch in einem tiefen Thale gelegen. Besondere Vorsicht war hier geboten. Das Dorf sollte nach Aussage der Einwohner in den Ortschaften, durch die wir gekommen waren, noch am Tage vorher besetzt gewesen sein. Es regte sich jedoch nichts; still und ruhig lagen die Häuser. Jenseits — es war unterdessen Tag geworden — ging es die steile Höhe wieder

hinan, und wir kehrten in unsre Quartiere zurück. Das Gebiet zwischen dem Doubs und der Schweizer Grenze war also vom Feinde nicht oder doch nur schwach besetzt, so daß wir uns wieder westwärts wenden konnten. Unser Bataillon marschierte daher am 6. Januar über das uns nun so ziemlich bekannte Montbéliard nach Arcey. Hier stießen eine Schwadron Ulanen und 4 Geschütze zu uns. Im Quartiere hier hausten wir mit den Bauersleuten in einer Stube; sie waren uns beim Kochen unsres Fleisches und Reises behülflich, und wir teilten ihnen davon mit.

Am 8. Januar wurde unsre Kompagnie dem Feinde entgegen in das noch weiter nordwestlich liegende Gonvillars, auch ein elendes Nest mit erbärmlichen Hütten vorgeschoben. Wir bezogen hier Quartiere. Der alte Bauer, zu dem ich ins Quartier kam, sah recht griesgrämlich drein; er schien noch dazu krank zu sein; in einen alten Pelz gehüllt, hielt er sich immer zum Ofen. Das Dorf verschanzten wir; aus einem nördlich vom Dorfe liegenden Gehölz bildeten wir einen Verhau; wir stellten Brustwehren her und dergl. Es war keinem Einwohner gestattet, ohne Erlaubnisschein von unsrer Seite nach irgend einem andern Orte zu gehen. Diese Anordnung mochte nicht hinlänglich bekannt sein; ich erhielt mit noch einem Kameraden am 9. Januar mittags Befehl, einen Bauer von einem Dorfe zu holen, den man hier mangels Paßkarte festgehalten und der wahrscheinlich auf irgend eine Weise ein Lebenszeichen nach seinem Dorfe gelangen zu lassen gewußt hatte. Wie freute sich der, als ich seinen Namen, den ich auf einem Zettel hatte, rief und ihm sagte, daß ich ihn erlösen wolle. In dem Wachtlokale saßen übrigens noch mehr, die sehnsüchtig nach ihrer Befreiung ausschauten. Wir marschierten mit unserm Bauer ab, waren aber kaum zum Dorfe hinaus, als rings alarmiert wurde. Unser Bauer wurde ängstlich; er meinte vielleicht, mit „ins Gedränge" zu kommen. Wir beschleunigten unsre Schritte. Im Dorfe fanden wir die Kompagnie nicht mehr; sie war bereits ausgerückt. Wir eilten ihr nach (es gehörte eben nicht zu den Annehmlichkeiten, sich in diesen Dörfern allein noch zu sehen) und trafen die Kompagnie auch sehr bald nördlich vom Dorfe auf einer Anhöhe. Wir hielten hier, bis der übrige Teil des Bataillons mit den ihm beigegebenen Feldgeschützen heran war. Es dunkelte. — Die feindlichen Massen rückten also näher.

Zum Verständnis der Kriegslage sei hier folgendes bemerkt.

Nachdem man im deutschen Hauptquartiere gegen Ende des Dezember die Überzeugung gewonnen hatte, daß es französischerseits auf einen mit bedeutenden Kräften zu unternehmenden Entsetzungsversuch von Belfort abgesehen sei, war das XIV. Korps unter General von Werder von der Deckung des Terrains westlich der Vogesen entbunden und ihm vornehmlich die Deckung der Belagerung von Belfort als Aufgabe zugewiesen worden. General von Werder hatte Dijon geräumt und in der Linie Vesoul-Lure-Montbéliard (nordöstlich von Dijon) Stellung genommen. Infolge des Andringens der französischen Streitkräfte hatte der General seine Truppen eng um Vesoul konzentriert und in Erwartung einer größeren Schlacht am Morgen des 6. Januar eine Defensivstellung gewählt, deren Mittelpunkt eben das stark verschanzte Vesoul bildete. Der Feind hatte andere Absichten gehabt und den fast ersehnten Angriff unterlassen, der, wenn er siegreich zurückgewiesen wurde, uns endlich Ruhe verschafft hätte.

Am 7. und 8. Januar hatte es den Anschein gewonnen, als wolle der Feind sich von Port-sur-Saône, nordwestlich von Vesoul, auf Gray an der Saône, südöstlich von den beiden vorigen, in der Richtung nach Dijon zurückziehen. Am 8. Januar abends waren daher von deutscher Seite Anordnungen getroffen worden, auf dem gedachten Wege zu folgen. Stärkere Rekognoszierungen während der Nacht nach dem Oignon, einem linksseitigen (östlichen) Nebenflusse der Saône hatten jedoch ergeben, daß der Feind seine Absichten geschickt maskiert und seine Hauptmassen auf Belfort richtete. Die deutsche Armee wäre fast in eine böse Falle geraten. Mitten in der Nacht waren die Befehle geändert worden, und das ganze Korps hatte seine Marschrichtung nach Belfort erhalten. Gegen mittag des 9. Januar waren die feindlichen Massen von Villersexel her mit großer Heftigkeit zum Angriff übergegangen. Die Division von Schmeling hatte indessen dem starken Feuer der feindlichen Artillerie und Mitrailleusen wacker Stand gehalten, das zu dieser Division gehörige 25. Regiment sich sogar derart verbissen, daß es in einem blutigen Nachtgefechte den stark verbarrikadierten Ort erstürmte.

Es lag durchaus nicht in der Absicht des Generals von Werder, Villersexel zu halten; er wollte den Gegner nur beschäftigen; diese Absicht war erreicht, sobald der Feind sich von seiner Operationslinie abdrängen ließ; er verlor 2 bis 3 Marschtage, welche die deutschen Truppen gewannen, insofern diese

früher als er vor Belfort ankamen und sich mit den Belagerungstruppen verbinden konnten.

Bourbaki ließ sich vollkommen täuschen und entfaltete immer mehr Kräfte, um Villersexel zu behaupten. Noch im Scheine des winterlichen Vollmondes wurde weiter gekämpft. Alle Truppen biwakierten dann im Dunkel der Nacht, und nach weiterer Zerstörung des Schlosses, das der Feind selbst in Brand geschossen hatte, zogen die unsrigen aus Villersexel in der Richtung nach Lure ab.

Das war also am 9. Januar.

Am 10. Januar erwartete Bourbaki, der immer größere Massen gegen die deutsche Aufstellung entwickelte, die Schlacht. Er mag sehr erfreut gewesen sein, als er erfuhr, daß das XIV. Armeekorps gewichen sei. Daher rühmte er sich des Sieges bei Villersexel, und General von Werder gönnte ihm gern den eitlen Trost, zufrieden damit, seinen Gegner eben getäuscht zu haben.

Am 11. Januar stand das Werdersche Korps nach zwei angestrengten Märschen angesichts der vom Donner der Geschütze hallenden Bergfeste in der bereits zum Teil vorbereiteten Stellung hinter dem Lisainebache und in dem wellenförmigen Gebiete von Héricourt, etwas nordwestlich von Montbéliard, zwischen diesem Städtchen und Belfort, östlich von Villersexel. (Héricourt liegt, wie schon erwähnt, im Thale der Lisaine; sowohl gegen Belfort als das südwestlich von Héricourt und westlich von Montbéliard liegende Arcey beherrschen waldreiche Berge das große Thal; die Straße von Besançon nach Belfort führt durch den Ort. Der Boden hebt sich von demselben in der Richtung nach Montbéliard gebirgsartig mit tiefen Einschnitten, einen Eisenbahndamm, das Flüßchen und weite Wiesen vor sich lassend.)

General von Werder war mit seinem Stabe den Truppen vorausgeeilt, um das Schlachtfeld für seine Verteidigung zu wählen, die artilleristischen Anordnungen zu treffen und die Besprechungen mit dem vor Belfort operierenden General von Treskow zu pflegen. Mit seinem Eintreffen vor Belfort übernahm von Werder zugleich den Oberbefehl über das Belagerungskorps. Nach gründlichen Rekognoszierungen hatte sich General von Werder entschlossen, mit seinen Truppen an der Lisaine Stellung zu nehmen und hier den Angriff zu erwarten. Wenn die Lisaine auch nur 10—15 km von der Festung entfernt ist, so bietet sie doch eine natürliche, sehr

starke Defensivposition. Am besten lagen hierbei die Verhältnisse auf der Linie Montbéliard-Delle, welche die unpassierbare Allaine vor sich hatte. Zur Besetzung der 20 km langen Linie Montbéliard-Héricourt-Frahier wurden 39 Bataillone, 16 Eskadrons, 114 Geschütze verwendet; außerdem standen auf der ganzen Front noch 34 Festungsgeschütze gefechtsbereit.

Ich kehre nun zu der Anhöhe bei dem Dorfe Gonvillars zurück, auf der wir am Abend des 9. Januar hielten.

Unter uns, thalab, in der Richtung nach Villersexel, vielleicht 20 Minuten weiter lag ein Dorf, Corcelles still da. Jenseit des Dorfes hob sich das Terrain wieder zu einer Anhöhe empor. Auf dieser Anhöhe, rechts von uns lag, so viel wir zu erkennen vermochten, ein Gehöft. Weiter drüben vom Horizonte her hörten wir den Donner, sahen wir mit zunehmender Dunkelheit das Aufblitzen der Geschütze von dem Kampfe von Villersexel her, der, wie erwähnt, gegen Mittag des 9. Januar begonnen hatte und infolgedessen wir alarmiert worden waren, als ich mit meinem Bauer dessen heimatlichen Dorfe zusteuerte. Auf der Höhe jenseit des Dorfes tauchten einige dunkle Reitergestalten des Feindes, die „Gums" auf und weiterhin in einer Entfernung von vielleicht $1^1/_2$ km feindliche Kolonnen. Wir sahen deutlich, wie ein Bauer aus dem Dorfe sich eilig den feindlichen Patrouillen näherte, mit diesen sprach und wieder zurückkehrte. Unsre Geschütze richteten sich nun auf die feindlichen Kolonnen und das erwähnte Gehöft. Die Patrouillen verschwanden; ebenso kamen uns die Kolonnen aus den Augen. Es zeigte sich nichts weiter. Unterdessen war unsrerseits eine Patrouille zum Dorfe hinab gegangen. Kaum aber näherte sich diese demselben, als sie Feuer offenbar von Bauern erhielt. Die Patrouille zog sich zurück, und nun rückten wir gegen das Dorf vor. Es war dunkel. Die Eingänge zu den Gehöften des Ortes waren durch Holzscheite und dergl. verrammelt. Das sollte jedoch den Bauern nicht viel helfen; wir drangen in die Häuser ein, um zum Dank für den freundlichen Empfang unserer Patrouille die Vorratskammern der Bauern etwas heimzusuchen. Das gab natürlich ein großes Jammern, nützte aber den Bauern ebensowenig wie ihr heimtückisches Schießen und das Verbarrikadieren ihrer Häuser. Ich selbst konnte mich an der „Plünderung" nicht beteiligen; wir setzten Doppelposten aus, und da war ich mit an der Reihe. Als wir zurückkehrten, hatte „alles schon seinen Herrn". Wir befanden uns Villersexel gerade gegenüber. Die

Bourbakischen Truppen zogen sich in das weite, flache Thal hinein, das von genanntem Orte aus nach uns zu sich ausbreitete. Unsre Doppelposten wurden bis gegen die Anhöhe, auf der wir die französischen Reiter gesehen hatten, vorgeschoben mit der Bestimmung jedoch, daß wir uns, wenn wir Feuer bekämen, nach dem Dorfe zurückziehen sollten. Es war nur etwas schneehell. Nicht lange so schlugen dicht neben meinem Kameraden und mir — wir wußten nicht woher — zwei Gewehrkugeln in den Schnee und auf den hart gefrornen Boden. Wir zogen uns nach dem Dorfe zurück, und das Bataillon besetzte nun im Dunkel der Nacht die Anhöhe. Deutlich sahen wir unter uns Dörfer, aus deren Häusern Lichtschein fiel. Zweifellos waren dieselben von Franzosen besetzt. Kampfeslustig feuerten wir einige Schüsse in die Nacht hinein und hielten auf der Höhe, weitern Befehl abwartend. Es verbreitete sich die Meinung unter uns, daß wir einen „nächtlichen Überfall" ausführen sollten. Diese Meinung war jedoch nur unserer Einbildung entsprungen. Eine Ordonnanz überbrachte uns vom Oberst von Bredow den Befehl, daß wir in unsre Quartiere zurückkehren sollten. Im Dunkel der Nacht zogen wir ab, helllohende Wachtfeuer (das Anzünden derselben war, wie wir hörten, angeordnet und das Material aus dem Dorfe herbei geschafft worden) hinter uns lassend. Wir marschierten bis Arcey zurück, also noch bis über unser letztes Quartier hinaus. Gegen 2 Uhr morgens kamen wir hier an und rückten in die Quartiere, 15—20 Mann in eine Bauernstube. Es galt, auf der Hut zu sein; wir befanden uns in unmittelbarer Nähe des Feindes. Am Morgen des 10. Januar wurden wir alarmiert. Die Franzosen richteten ein lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer gegen das Dorf. Wir sammelten uns zunächst östlich hinter dem Dorfe. Westwärts von Arcey steigt der Boden zu einer Anhöhe auf. Von dem Kamme derselben, die bis zum Dorfe herunter eine freie Flucht bot, (Felder und Wiesen, hier und da von vereinzeltem Buschwerk unterbrochen) beschossen die Franzosen, die uns also immer näher auf den Leib rückten, in einer Entfernung von etwa 2000 Schritt das Dorf. Rechts und links (nord- und südwärts) war die erwähnte freie Flucht bis zu der Höhe, auf welcher die Franzosen ihre Geschütze postiert hatten, von Wald eingefaßt. Das Bataillon wurde verteilt; wir besetzten unter dem französischen Geschützfeuer die Lisière des Waldes südlich von bezeichneter Flucht zur Deckung unserer Artillerie an der Straße von Montbéliard. Diese er-

öffnete jetzt ihr Feuer. Wir konnten das feindliche Infanteriefeuer bei der Entfernung nicht erwidern und hatten, die Sache abwartend, Gelegenheit zu beobachten, wie eins der französischen Geschütze schon nach wenigen Schüssen vonseiten unserer Artillerie verstummte. Die Bourbakische Artillerie schonte die Munition nicht, schoß aber schlecht; nur einmal gelang es ihr, einen Stall im Dorfe Arcey zu demolieren; im übrigen schlugen die feindlichen Geschosse entweder vor oder weit hinter dem Dorfe ein. Ich wurde mit zu einer ziemlich gefährlichen Rekognoszierung des Waldes, dem Feinde entgegen kommandiert; wir kamen jedoch auch hier nicht in nähere Berührung mit ihm. Gegen Mittag entwickelten sich starke feindliche Schützenlinien, wurden aber durch unsre Artillerie zurückgewiesen; die Franzosen gaben Fersengeld die Anhöhe hinauf. In der Abenddämmerung verließen wir unsern Posten und bezogen, noch immer unter feindlichem, übrigens jetzt mäßigern Geschützfeuer einen andern weiter südlich von Arcey. Auf der Straße, die uns diesem Posten zuführte und jene Fluchtlinie von Norden her durchschnitt, gingen wir im Laufschritt durch das französische Geschützfeuer hindurch; eine Granate schlug hier dicht neben uns ein, krepierte jedoch glücklicherweise nicht; das Geschoß setzte auf der hart gefrorenen Straße auf, glitt aber auf dem Eise, mit dem die Wiesen neben derselben bedeckt waren, pfeifend dahin. Wir blieben auf unserm Posten bis in die Dunkelheit hinein; dann — es war ruhig geworden — kehrten wir in die Quartiere zurück.

Die feindlichen Streitkräfte waren uns gegenüber zu beträchtlicher Stärke angewachsen, hielten sich aber noch immer in gewisser Entfernung. Die Vorposten standen sich bis auf Gewehrschußweite gegenüber, die Deutschen auf der Linie Chavanne-Gonvillars-Arcey, die Franzosen bei Corcelles-Marvelise-Onans.

Am folgenden Tage, den 11. Januar bezogen wir in der Frühe den nämlichen Posten vom Abend vorher. Wir nahmen Stellung in einem Gehölz. Am Rande desselben befand sich etwas niedriges Mauerwerk als Einfassung. Neben uns auf freiem Felde waren zwei Geschütze aufgefahren. Vor uns, also südwestlich von Arcey lag die Anhöhe von Onans. Es mochte gegen 11 Uhr sein; da bewegte sich von dieser Höhe vorsichtig eine französische Spitze herunter; dieser folgten Tirailleurs, und dahinter auf der Höhe tauchte das Gros auf; wir legten uns hinter das Mauerwerk und machten uns schußfertig. Das Herz pochte mir, als wir die Franzosen sich immer weiter die Höhe herunter entwickeln sahen, uns gerade in die Läufe hinein. Da

pfiffen die Granaten unsrer zwei Geschütze hinüber. Den Franzosen schien dieses „Zeichen der Aufmerksamkeit“ gar zu überraschend zu kommen; in größter Eile machten sie kehrt; ich sehe sie noch immer den Berg hinauf hasten, um jenseit der Höhe zu verschwinden. Unsre Granaten verfolgten sie noch bis über die Anhöhe hinaus. Wir blieben auf unserm Posten, bemerkten aber für diesen Tag nichts weiter. Unsre Gefechtsstellung nahmen wir auch am 12. Januar ein; der Feind verblieb jedoch in seiner Position. Die Franzosen kamen noch immer nicht heran; sie zogen jedenfalls noch mehr Massen zusammen, um in einem forcierten Angriffe, wie es denn auch geschah, gegen uns vorzugehen und uns mit der Übermacht zu erdrücken. Unsre Stellung war eine äußerst gefährdete.

Am Abend des 12. Januar verließen wir Arcey. Wir hielten jedoch gleich hinter dem Dorfe wieder. Es war eine schneidende Kälte. Wir trafen mit Teilen des 25. Regiments zusammen, die bei Villersexel gewesen waren. Nachdem wir hier eine zeitlang gestanden hatten und gehörig ausgefroren waren, kehrten wir wieder in unsre Quartiere zurück; offenbar war für uns ein andrer Befehl gekommen. Das war eine Wohlthat. Es wurde tüchtig eingefeuert, alles was brennen wollte. Wir legten uns auf das Strohlager in unsrer Bauernstube nieder; der Tornister bildete das Kopfkissen, der Mantel die Decke. Unsre Pfeifen rauchend, schliefen wir unter Erzählungen und dem Klange kerniger Soldatenlieder ein.

Redlich ist der deutsche Mann,
Der für Deutschland streiten kann;
Der sein Weib, sein Kind verläßt, ja läßt,
Steht gewiß, gewiß im Kampfe fest.

Jener Abend unter den Kameraden in der engen Bauernstube und das Lied mit seiner hübschen Melodie, beide vielleicht damals im Felde erst entstanden, sind mir in steter Erinnerung geblieben.

Es war die letzte Nacht, die ich vorläufig unter der Obhut unsrer Führung verbringen sollte. Mir träumte indes nichts davon.

Verloren.

Mein Vaterland, leb wohl!

Am Morgen des 13. Januar gaben wir unsre Stellung in Arcey auf, um uns unsrer eigentlichen oben gedachten Verteidigungslinie Héricourt-Montbéliard zuzuwenden. Wir marschierten von Arcey aus in südöstlicher Richtung und besetzten, ein Bataillon, das aber auch nicht mehr vollzählig war, und ohne Geschütze das Dorf St. Marie. Es war kalt. Uns zur rechten, südlich zog sich eine Anhöhe hin. Auf dieser tauchten hin und wieder feindliche Posten auf; diese konnten recht wohl beobachten, wie wir das Dorf nur schwach besetzten. Wir dachten jedoch noch immer nicht an einen ernsthaften Angriff. Südlich von St. Marie war das Terrain von ähnlicher Beschaffenheit wie westwärts von Arcey: vom Dorfe aus bis zu einer Anhöhe eine freie Flucht, eine Terrainvertiefung, Äcker, rechts und links Gehölz. Wir bezogen Quartiere. Ich fand in einer Bauernstube, in die ich kam, zwei oder drei große, schmächtige Männer, die, wie ich zu bemerken glaubte, eine innere Unruhe nicht zu verbergen vermochten. Wußten sie, was uns bevorstand? Wir hatten Speck und Reis erhalten, beides aber kaum zum Feuer gebracht, als wir alarmiert wurden. Die Franzosen griffen das Dorf mit Artillerie und Infanterie in heftigster Weise an. Als wir uns sammelten, schlugen die Granaten und Gewehrkugeln bereits ins Dorf. Wir besetzten schnell, dem Feinde entgegen die südlichen Ausgänge desselben. Die Franzosen, starke Schützenschwärme vorschiebend, schossen aus weiter Entfernung, da sie jedoch von der Höhe herunter kamen, glücklicherweise schlecht. Schon waren sie uns — wir sahen's mit Schrecken — auf vielleicht 200 Schritt nahe. Da gelang es unserm aus dieser Nähe wirksamen, energischen Feuer, sie einen Moment zum Stehen zu bringen. Da aber drückten neue Kolonnen in so überwältigender Zahl nach (die Franzosen hatten schließlich etwa 10 Bataillone gegen uns ins Feuer gebracht) und drangen jetzt so schnell und von allen Seiten vor, daß es außer jeder Möglichkeit gelegen hätte, sie aufzuhalten; wir mußten zurück. — Ich suchte rückwärts nach einem Hause zu gelangen, hörte aber in demselben Augenblicke schon die heulende, brüllende Bande mir auf den Fersen, sah zu meinem Schrecken die Unsern an der Nordseite des Dorfes entweichen. — Wo — wohin? — Hinter das

Haus? — Dem Wilde gleich, das, von Jägern umstellt, nicht weiß, wohin es sich wenden soll — da war ich umringt und ergriffen.

Wir hatten uns des Angriffes mit einer solchen Übermacht nicht versehen und uns deshalb zu lange gehalten. Ein so rasches Vordringen der Franzosen (bei der zu uns in gar keinem Verhältnisse stehenden Überzahl derselben übrigens ein leichtes Unternehmen) hatten wir auch nicht vermutet. Verzweifelt kam mir daher, schon als ich mich nach dem Hause zurück zu ziehen im Begriff war, das Furchtbare unsrer Lage zum Bewußtsein. Das Brüllen der Feinde, die wie die Pilze aus der Erde hervor zu schießen schienen, dicht hinter mir, blieb mir — Entsetzen ergriff mich — keine Wahl mehr als zwischen sicherm Tode und, was uns eigentlich gleichbedeutend war, Gefangenschaft. Denn durch letztere geriet ich einer Soldateska in die Hände, die nur ein Gefühl kannte, das des glühendsten Hasses, nur ein Verlangen trug, das nach Rache. Von Grausamkeiten scheußlichster Art, an Patrouillen verübt, die von den Feinden ergriffen worden waren, hatten wir genug gehört.

War das bitter! Fast bis zum Ende hatte ich den Feldzug glücklich überstanden; nun noch ein solches Geschick!

Wie soll ich die Augenblicke beschreiben, die ich durchlebte? Um mich herum eine heulende, fluchende, zähneknirschende Bande. Auf allen Gesichtern der Ausdruck der Wut und Rache. Pendre! fusiller! gelte es mir in die Ohren. Couper la tête! grinste mir mit der Geste des Halsabschneidens ein langer, pockengrübiger Kerl ins Gesicht. Man setzte mir Bajonetts auf die Brust, die ich abzuwehren suchte. Von einem Kerl wurde ich unter Schimpfen und Fluchen gepackt, herumgerissen; — ich glaubte nicht mehr, daß ich mit dem Leben davon kommen würde, fühlte mich auch vollständig gefaßt. Der Ruhm, den die französische Nation für sich in Anspruch nimmt, „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren", erschien mir hier in einem seltsamen Lichte. — „Rothautindianer!" Ein Offizier kam heran. Ich bat ihn um Schutz. Solche Anreden helfen in Frankreich, sagt Fontane, das Wort ist hier eine größre Macht als bei uns. Ich bekam ein höhnisches Gesicht; er forderte mich jedoch auf, ihm zu folgen, und ich war nun, wenn auch nicht in „angenehmer Gesellschaft", doch vorläufig jener Rotte entronnen. Ich blickte mich verstohlen um; hier und da sah ich, wie es andern meiner Kameraden ebenso erging. (Das Bataillon hatte hier beträchtliche Verluste erlitten.; 5 Mann

waren tot, 29 verwundet, darunter 2 Offiziere, 37 vermißt, gefangen.) Der Offizier hielt mit mir, und hier kamen schließlich 11 Mann von uns zusammen, unter diesen ein Krankenträger mit dem Genfer Kreuz am Arme. Wir wurden unter scharfer Bedeckung fort transportiert; es ging der Höhe entgegen, von der aus der Angriff der Franzosen erfolgt war. Unaufhörlich wälzten sich die Bourbakischen Scharen von der Höhe herunter. Aber was für eine Bande! Ich sah alle möglichen Uniformen, blaue Kittel, feine Pelze, deren Träger augenscheinlich den bessern Ständen angehörten, theatralischen Aufputz, an Rinaldo erinnernd. — Die Ausrüstung der Truppen hatten schon die napoleonischen Marschälle und Minister auf die leichte Achsel genommen; bei diesen Truppen, von der Regierung der „nationalen Verteidigung" auf die Beine gebracht, war sie geradezu jammervoll. — Wahre Bagnophysiognomieen sah ich. Alle Altersstufen waren vertreten; neben ganz jungen Leuten, die kaum in das Jünglingsalter eingetreten waren, marschierten Weißköpfe. — Den Mangel an Disziplin unter diesen Kolonnen erkannte man auf den ersten Blick. Diese Scharen bildeten die Hoffnung Frankreichs! Es war klar, daß dieselben auch in noch größerer Überzahl gegen einen Werder nichts zu unternehmen vermochten. Begeisterung und guter Wille, die man diesen Scharen ja wohl nicht absprechen konnte, thun's eben allein nicht; es gehört ein wohlgeschulter, geübter und disziplinierter Soldat dazu. Durch diese Scharen mußten wir hindurch — ein wahres Spießrutenlaufen. Wir erreichten die Höhe und kamen in ein Dorf. Hohn und Wut auf allen Gesichtern der Bauern auch hier, namentlich der Weiber, die kreischend neben uns herliefen. „Da werden Weiber zu Hyänen." — Die uns begleitenden Soldaten wurden umarmt und strahlten von Siegesbewußtsein. Es war ja auch ein großer Sieg bei St. Marie errungen! wie ein Franzose nachher sagte. Man brachte uns in die Ortsschule und hier in einen küchenartigen Raum.

In diesem Raume kampierten wir nun vorläufig ohne Feuer bei harter Kälte, ohne daß man uns auch nur das geringste an Lebensmitteln anbot. Zipfelmützige Bauern übten gravitätisch die Wache, vollständig durchdrungen von der hohen Bedeutung ihrer Aufgabe.

XI.

In französischer Kriegsgefangenschaft.
Auf dornenvollem Pfade.

Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben;
Was dich in Wahrheit hebt und hält,
Muß in dir selber leben.

So waren wir denn in den Händen der Franzosen. Ich fühlte mich recht verlassen. Wo mochte unser Bataillon geblieben, wie mochte der Kampf weiter verlaufen sein? Einen Trost hatten wir mit in die Gefangenschaft genommen. Der Kampf bei St. Marie hatte nach Lage der Sache kein siegreicher sein können. Unser Bataillon hatte eine sehr schwierige Aufgabe gehabt; dasselbe hatte aber, — hier ganz abgesehen von meiner Person — wie das von dem Kommandeur des 25. Regiments Oberst von Loos, dem das Bataillon unterstellt gewesen war, ganz besonders und ausdrücklich anerkannt worden ist, diese Aufgabe bestens erfüllt, sich brav und ruhig und kaltblütig verhalten. Hatten wir also auch der Übermacht weichen müssen, sahen wir auch, wie unaufhörlich Truppenmassen in der Richtung nach Belfort nachgeschoben wurden: der festen Zuversicht waren wir, daß der Vormarsch der Bourbakischen Armee an unsrer Verteidigungslinie Montbéliard-Héricourt sicher sein Ziel finden werde. Wir kannten die Position, welche die Franzosen nehmen mußten, wenn sie gegen Belfort vorrücken und dieses entsetzen wollten. „Dort kam niemand durch,“ und es ist niemand durchgekommen. Das war ein Trost für uns, ein Gefühl, das uns eine gewisse Ruhe verlieh dem Toben und Wüten der Franzosen gegenüber. Waren wir auch gefangen, die, in deren Gewalt wir uns befanden, waren doch die Besiegten. — Was aus uns nun werden würde, konnten wir nur abwarten; wir mußten sehen, was die Herren Franzosen weiter mit uns beginnen würden. Sie ließen uns auch nicht lange Zeit, unsern Gedanken nachzuhängen. Wir hatten uns kaum in eine Ecke unsrer Küche niedergekauert, um uns zu erholen und an einander zu erwärmen, als auch schon ein Offizier erschien, um ein Verhör mit uns anzustellen.

Solche Verhöre folgten nun eins auf das andre. Einer war kaum fort, der sich satt gefragt hatte, so war ein andrer schon wieder da; das wurde zu einer wahren Pein. In der Hauptsache nahmen die Verhöre alle denselben Verlauf. „Von welchem Regiment sind Sie?“ „Welcher General kommandiert hier?“; Über diesen Punkt hatten die Franzosen eigene Ansichten; bald sollte es der bald jener General sein, Heerführer, die ganz anderswo standen. Für den Höchstkommandierenden hielt man meist von Treskow. Wie stark wir hier gewesen seien, wurde weiter gefragt. Daß wir bei St. Marie nur ein Bataillon stark gestanden haben wollten, fand gar keinen Glauben. Die Franzosen hatten ihrer Ansicht nach ein Armeekorps vor sich gehabt. „7000 sont captivés!“ erzählte einer. Es war ein Trost, daß wir im ganzen kaum so viel Hundert gewesen waren; morgen, so führte derselbe in einem Atem weiter aus, gehe es nach Belfort, dann nach Baden und dann nach Berlin. — Wo Prinz Friedrich Karl stehe, den man besonders zu fürchten schien, wo der Kronprinz, wo unsre Artillerie, wollte man weiter wissen. Auf letztere Frage hätten wir können einige Auskunft geben. Vorläufig nötigte uns jedoch nichts dazu. Als wir daher erklärten, über diese Dinge nichts zu wissen, drohte man uns mit sofortigem Erschießen, wenn wir nicht sagten, was wir wüßten. Wir wiesen darauf hin, daß wir gemeine Soldaten seien und deshalb einen Einblick in die Stellung unsrer Armee nicht haben könnten; das schien denn zu genügen. Und doch wäre es mir bald noch an den Kragen gegangen. Ich wurde gefragt, ob ich Briefe bei mir trüge. Ich hatte mir beim Ausmarsch einige Karten, darunter eine Spezialkarte von Frankreich und eine solche von Baden in eine Schale heften lassen; diese trug ich in einer allerdings nicht vorschriftsmäßigen Seitentasche meines Waffenrocks. In dieser Schale bewahrte ich auch meine Briefe auf, die ich aus der Heimat erhalten hatte. Als mein Inquirent die Karten erblickte, schien es ihm außer Zweifel zu sein, daß in mir einer erwischt worden war, der dem Generalstabe angehörte; er riß mir die Karten von Baden und Frankreich aus der Schale heraus; von meinen Briefen, forderte er mich auf, ihm die neuesten heraus zu suchen; ich stellte ihn mit den ersten besten zufrieden. Nun aber folgte eine „Pauke“, bei der sich unser vis-à-vis je länger desto mehr in Wut hinein redete, wir seien Räuber, Banditen; Verbrechen legte er uns zur Last, die anzuführen ich unterlassen muß; wir hätten deshalb keinen Anspruch auf den Schutz, den das Völkerrecht Kriegs-

gefangenen (prisonniers de guerre) gewähre. „Demain matin 5 heures vous êtes tué d'un coup d'arme à feu!“

Der Krieg ist etwas Schreckliches; er entfesselt alle Leidenschaften; er bietet rohen Naturen Gelegenheit, ihren bösen Neigungen nachzugeben, ihren wilden Trieben die Zügel schießen zu lassen. Es mag — wer möchte das leugnen? — in jenem so furchtbaren Kampfe manches vorgekommen sein, was meinen Gegner mit Verachtung, mit Haß gegen uns erfüllen mußte. Aber es war ein Unrecht von ihm, unsre ganze Armee als eine solche zu bezeichnen, die aus Mordbrennern und Banditen zusammen gesetzt sei; er mußte als Offizier wissen, daß Vergehen, die er uns zur Last legte, von unsrer Militärbehörde, zu deren Kenntnis gekommen, schwer geahndet wurden, oder er hatte von der Disziplin, die in unsrer Armee herrscht, gar keinen Begriff; sein Toben und Wüten war eines Offiziers, dem wir als Kriegsgefangene, zur Passivität, zum Stillhalten verurteilt, gegenüber standen, unwürdig. Unrecht that er auch mir. Ich konnte ihm ruhig ins Auge sehen, that das auch; ich war mir von alledem, dessen er uns bezichtigte, nichts bewußt. Er that mir Unrecht, wenn es auf der andern Seite auch natürlich war, daß er dem ersten Besten gegenüber, der ihm in die Hände geriet, seinem Herzen Luft machte. — Eine Apathie hatte sich meiner bemächtigt; die Strapazen des langen Feldzuges, durch die man sich doch recht abgemattet fühlte, die Behandlung, die wir jetzt in der Gefangenschaft erfuhren, das alles ließ mich dem, was weiter mit uns geschehen würde, fast teilnahmslos entgegen sehen. Was war es auch, wenn wir am andern Morgen erschossen wurden? Waren wir, die meisten von uns schon in zwei Feldzügen, denn nicht öfter dem Tode entgegen gegangen, hatte es nicht Tage für uns gegeben, in denen wir auf Schritt und Tritt einer feindlichen Kugel ausgesetzt gewesen waren? Und war der Tod, ein schneller Tod nicht das Ende aller Mühsale und Leiden, die wir jetzt trugen, aller Leiden dieses Erdenlebens überhaupt? — Es kommen Augenblicke über den Menschen, in denen der Tod ihm ein Engel der Ruhe, des Friedens erscheint. —

Der Abend nahte inzwischen. Ein den Abzeichen nach sehr hoher Offizier kam. Wieder zum Verhör! Es war so. Wir erfuhren von diesem Offizier jedoch eine vornehme Behandlung, so daß wir ein gewisses Vertrauen zu ihm faßten. Fragenden Auges wagten wir ihm zu sagen, was man uns eröffnet hatte. Er beruhigte uns, hinzufügend, daß der Franzose sich niemals einer solchen Rache schuldig machen werde. In freundlicher

Weise sagte er uns Adieu. Ich dachte an die Noblesse, mit der sich unser Brigadekommandeur von den französischen Offizieren hinter Spichern verabschiedet hatte. Der gesunkene Mut hob sich, die Lust zum Leben regte sich wieder. Wie doch ein freundliches, höfliches Wort belebend zu wirken vermag, erquickendem Sonnenscheine gleich nach dunklen, trüben Tagen. Später noch — man hatte uns etwas Licht gebracht — kam ein blutjunger Offizier; der junge Mann, ein echter Franzose, schwarzhaarig, schwarzäugig, von gelblich-blasser Gesichtsfarbe, jetzt durch das Leben im Felde etwas frisch angehaucht, wenig knochig, wenig muskulös, mochte vielleicht 17—18 Jahre zählen. Auch er behandelte uns freundlich, fast kameradschaftlich. Wir frugen ihn, ob er uns nicht vielleicht ein paar Zeilen an unsre Angehörigen expedieren würde, von denen wir ja wußten, daß sie uns unter den „Vermißten", ein schreckliches Wort damals, finden würden. Auf seine Entgegnung, daß er das kaum werde ermöglichen können, sagten wir ihm, daß wir uns doch hier nicht weit von der Grenze der Schweiz befänden und daß er unsre Zeilen vielleicht über diese absenden könne. Er versprach, thun zu wollen, was ihm möglich sein werde, fügte aber hinzu: „ni dire, ni écrire quelque chose contre la France!" Auf einen leeren, halben Briefbogen schrieb ich mit Bleistift, daß ich gefangen sei, der Name des Dorfes, in dem ich mich augenblicklich befinde, sei mir unbekannt, im übrigen sei ich wohl und munter, sobald mir Gelegenheit, würde ich wieder schreiben. Den halben Briefbogen faltete ich zusammen und adressierte die Zeilen in der Meinung, daß sie vielleicht mehr Berücksichtigung fänden, an einen höheren Beamten, dem meine Angehörigen bekannt waren; ich händigte sie dem Offizier aus. Dieser „Brief" ist angekommen. Ich habe dem jungen Offizier stets ein dankbares Andenken bewahrt. Der Hunger machte sich bei uns immer fühlbarer. Wir wagten, den Offizier noch zu fragen, ob wir nicht vielleicht etwas zu essen bekommen könnten. Er sagte uns, daß hier viel Truppen zusammen lägen und deshalb Mangel an Lebensmitteln unter seinen eigenen Leuten herrsche, er wolle aber sehen, was sich thun ließe. Wirklich kam kurze Zeit darauf, nachdem uns der Offizier verlassen hatte, ein Soldat, auch ein freundlicher Kerl, mit gekochten Kartoffeln in einem Käppi, die wir dann redlich unter uns teilten. Wir setzten uns für die Nacht zurecht. Mit dem Gedanken, was uns der nächste Tag wohl bringen werde, schliefen wir ermüdet ein.

Die Kälte weckte uns auf. Es war trostlos in dem eisigen, dunklen Raume. Aber die Sterne am Himmel der Winternacht blinkten durch die Eisblumen am einzigen kleinen Fenster hindurch.

Droben die Sternelein
Haben so trauten Schein,
Lächeln uns Trost und Ruh
So freundlich zu. —

Wie aber, wenn sich am andern Morgen doch die Thür zum letzten Gange für uns öffnete! — Wenn man hätte hinausgelangen, die Luft der Freiheit wieder atmen können! — Unsre Truppen konnten nicht weit sein. — Vielleicht hätte man doch durch Gehölz und im Dunkel der Nacht zu ihnen gelangen können! — Was hätte das sollen für einen Jubel geben! — Wie beneidete ich unsern Krankenträger um sein Genfer Kreuz. Ich glaubte, daß er entlassen werden müßte. Ich hätte ihm viel Geld dafür geben mögen, sicherte ihm solches in der That auch zu, um nur wieder zu den deutschen Truppen zu gelangen. Es war mir übrigens nicht unbekannt, daß die Genfer Konvention seitens der Franzosen während dieses Krieges in vielen Fällen verletzt worden war. — Wie also hier herauskommen, das blieb die Frage. Draußen hörten wir die Schritte und das Gemurmel der Wache. — Es war nicht möglich. Wir krochen wieder zusammen. „Demain matin“ kam. — Man mochte doch ein „menschliches Rühren“ mit uns fühlen; man führte uns in die Schulstube und verabreichte uns etwas wärmende Suppe; das war wohlthuend. Im Dorfe war es, so viel wir vernahmen, stiller geworden; der Kriegslärm vom vorigen Tage war mehr verstummt; die französischen Truppen mochten in der Richtung nach Montbéliard-Héricourt-Belfort weiter gezogen sein; wir wurden an diesem Tage wenig behelligt. Am Nachmittage eröffnete man uns, daß wir am nächsten Morgen weiter transportiert werden würden. Der Überbringer dieser Meldung, ein Sergeant, der offenbar den Waffenrock schon länger trug, behandelte uns übrigens auch freundlich. Überhaupt glaubte ich die Bemerkung zu machen, daß der Verkehr der Franzosen mit uns, je länger und je mehr sie mit uns in Berührung kamen, sich zu einem freundlicherern gestaltete. Wir sahen dem Transporte mit einem gewissen Bangen entgegen und das um so mehr, als Truppen in dem Dorfe nicht mehr zu liegen schienen. Wir fürchteten, von den Bauern weiter geschafft zu werden, auf deren Schutz wir gar

nicht rechnen durften, von denen wir im Gegenteil annehmen mußten, daß es ihnen nur eine Befriedigung ihres Rachegefühls sein werde, wenn wir insultiert wurden. Wir frugen deshalb, ob wir nicht von Soldaten transportiert werden würden. Von diesen (wenn auch feindlichen) konnten wir eher erwarten, daß sie fühlten, wie es uns zumute war und daß sie uns sicherer bedeckten. Der Sergeant sagte uns allerdings, daß uns Soldaten begleiten würden. Es war aber nicht so. Wir verbrachten noch eine Nacht in unsrer quisine. Am andern Morgen wurden wir herausgeholt. Und siehe da! die Bauern, die uns bisher bewacht und die wir in der Zipfelmütze und blauen Blouse gesehen, hatten sich sämtlich in die uns bekannte Mobilgardenuniform gesteckt. Unter dem Kommando eines krummbeinigen Kerls, umgürtet mit einem reliquienhaften, gewaltigen Säbel — die übrigen waren mit Chassepots bewaffnet — ging es vorwärts. Es war ein kalter aber recht stiller, sonniger Wintertag. Man vergaß auf Augenblicke sein Leid, wenn man in die Landschaft hinausblickte. — Uns entgegen kamen unaufhörlich Nachzügler des Bourbakischen Korps, bald vereinzelt bald in größeren Haufen. Das war ein dornenvoller Weg. Wir hörten nichts als Verwünschungen; man stach mit den Bajonetten nach uns, so daß wir oft, wenn wir abermals einen Trupp uns entgegen kommen sahen, unsre „Bedeckung“ drängend, von der Straße ab auf das Feld hinüber bogen; die Bauern hätten uns, wie wir das vorausgesehen, am liebsten mitten durch die Trupps hindurch geführt. So kamen wir gegen mittag, nach vielleicht 3—4stündigem Marsche in dem Städtchen l'Isle südwestlich von Montbéliard, in der Richtung nach Besançon an. In dem Städtchen war geflaggt. Sollten die Franzosen doch noch weiter siegreich vorgedrungen sein, unsre Truppen doch der Übermacht haben weichen müssen? Und wir — wir konnten nichts mehr thun? Es war ein trauriger Gedanke. Aber nein! Hatten die Franzosen auch noch einen Sieg errungen — über den Rhein hinüber kamen sie nicht. Alles, was in Deutschland noch hätte Waffen tragen können, würde sich wie ein Mann erhoben haben, „die heilige Landesmark zu schützen“. Das stand mir felsenfest. In dem Städtchen lief der Janhagel im Vereine mit der Straßenjugend neben uns her; hier blieb es nicht mehr bei Beschimpfungen; man bewarf uns mit allem, was von der Erde aufzunehmen war. Man sah sich vollständig preisgegeben. Ich empfand ja gegen all diese mannigfachen Formen und

Szenen der Erniedrigung — wer als Kriegsgefangener durch Frankreich geschleppt worden ist, weiß ein Lied davon zu singen — nur Gleichgültigkeit; etwas Ehrenrühriges hatte das für mich nicht; im Gegenteil ich fühlte deutlich, daß die Übergriffe, die sich der Machthaber uns gegenüber erlaubte, wohl die Ehre dieses Machthabers nicht aber die unsre treffen konnten. Gleichwohl konnte ich mich, als man mir hier auch das Gesicht nicht schonte, eines lauten Aufweinens — zu dem ich mich sonst kaum hindurch zu ringen vermag — nicht erwehren. Der geneigte Leser wird das Schwäche nennen; ich gestehe, daß ich einer Überwallung meines Gefühles nicht mehr Herr zu werden vermochte. — So wurden wir vor ein kasernenartiges Gebäude gebracht. Hier hielten wir. Da trat — ich werde das nie vergessen — eine vornehme Dame an mich heran und sagte mir mitten in Frankreich in deutscher Sprache: „Beruhigen Sie sich! Sie kommen nun in gute Hände!“ Schiller sagt einmal:

O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören.

Das Gebäude war von Gendarmen bewohnt. Von diesen wurden wir in Empfang genommen, 2 Mann von je einem. Es war so, wie mir die Dame gesagt hatte. Ich halte es für meine Pflicht, den französischen Gendarmen, soweit ich sie habe kennen gelernt, an dieser Stelle ein paar Worte warmer Anerkennung zu widmen. Große, schöne Männer zwischen 30 und 40 Jahren, meist der Artillerie entnommen, Leute, die in der Krim, oder wo es sonst gewesen sein mochte, mit gefochten hatten, erschienen sie für den ersten Augenblick etwas nüchtern, steif, bald jedoch wurden sie mitteilsam. Alle die liebenswürdigen Züge des alten Soldaten waren bei ihnen zu finden, nie verstimmt, nie feindselig, immer ein Schutz, immer zu Zuspruch geneigt, dabei unverkennbar voll von Verachtung gegen die Populace und die Militärspielerei, die sich vor ihren Augen breit machte. In freundlichster, liebenswürdigster Weise wurden wir aufgenommen. Unser Wirt, der — sein ergrauender Schnurr- und Knebelbart ließen darauf schließen — schon manches unter dem empire erlebt haben mochte, führte uns (einen Kameraden und mich) in ein warmes Zimmer. Er sprach uns sein Bedauern aus, daß uns die Bauern gegen den Pöbel nicht besser in Schutz genommen hatten. Wir baten um etwas Waschwasser; — ich sehnte mich förmlich darnach. — Die Unmöglichkeit einer gewissen Pflege des Körpers empfand

man recht peinlich. Es kam hier hinzu, daß mit dem Gefühl des äußeren Unsauberseins mehr und mehr auch die Vorstellung einer gewissen inneren Unreinheit sich meiner bemächtigte, ein Gefühl, das uns gradatim allen Mut und alle Zuversicht raubt und schließlich dahin bringt, im tiefsten Mißtraun gegen uns selbst jede Unbill als etwas Selbstverständliches und Wohlverdientes hinzunehmen. Unsre in dem langen Feldzuge abgeschabten und abgetragenen Uniformen waren auch nicht geeignet, mein Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein zu heben. — Wir erhielten unser Waschwasser. Hierbei kann ich des auch bezeichnenden Zuges Erwähnung zu thun nicht unterlassen, daß, nachdem ich mir die Hände gewaschen, die aufmerksame Tochter unseres freundlichen Wirtes das Wasser fort nahm, um zum Waschen des Gesichts frisches zu bringen. Unterdessen hatte die Frau des Gendarmen uns eine warme Suppe bereitet. Nachdem wir uns diese hatten wohlschmecken lassen, zeigte uns unser Wirt in einem andern recht saubern Zimmer seine Orden, Ehrenzeichen und Diplome, die er in seiner Dienstzeit erhalten hatte. C'est pour la Crimée, celle-ci est une decoration spéciale. Von seinem Kaiser sprach er nur mit Ehrfurcht und Bedauern. Ich mußte das liebevolle Andenken ehren, das er Napoleon III. bewahrte, dessen persönliche Herzensgüte wohl der größte Zelot nicht ableugnen wird. Ich bin überhaupt kein Freund davon, einen Menschen angefallen zu sehen wie eine Eule von Krähen. „So weit die Sonne leuchtet, bleibt niemand schattenlos." Und — de mortuis nil nisi bene. Der Krieg von 1870 und 71 hat namenloses Unheil über Frankreich und „unsägliches Weh" über Deutschland gebracht. Will man aber Napoleon allein dafür verantwortlich machen? Wenn er nach einer so erschütternden Katastrophe wie die von Sedan und in einer Zeit, in der er wohl schon fühlte, daß seine Tage gezählt seien, sagte: „Ich habe den Krieg nicht gewollt, ich bin durch die öffentliche Meinung dazu gezwungen worden," so haben wir keine Ursache, nicht einmal ein Recht, an der Wahrheit dieser Worte zu zweifeln. — Die Zeit kam heran, daß wir weiter sollten. Unser Wirt sagte uns, daß wir nun auf eine Bahnstation kämen. Wie wohl hatten wir uns hier gefühlt! Nun wieder „hinaus ins (wahrhaft) feindliche Leben!" Wir drückten ihm unsre Besorgnis aus, daß es uns wieder so gehen werde wie auf dem Marsche hierher. Er sagte uns, daß wir ruhig sein sollten, unter seiner resp. ihrer (der Gendarmen) Bedeckung würde es niemand wagen, uns

nahe zu kommen. Es half nichts; es mußte geschieden sein; unter heißem Danke sagten wir den lieben Leuten Adieu. Wir traten unsern Marsch an. Unser Begleiter hatte Recht; wir passierten das Städtchen unangefochten. Ein Franzose, dessen wutverzerrtes Gesicht ich wohl auch nicht vergessen werde, stand, die Stadt hinter uns, am Wege, die geballten Fäuste gegen uns gestreckt, hielt sich aber wie alle andern in respektvoller Entfernung; ich bemerkte, wie unsre Gendarmen auch sehr scharfe Blicke seitwärts warfen. In der späten Nachmittagsstunde langten wir in einer Ortschaft an einem Flüßchen an, aus dem sich fast senkrecht ein zackiger Fels erhob, ein schöner Anblick. Wir überschritten das Flüßchen und wurden zu dem höher gelegenen Bahnhofe geführt. Hier fanden wir reges Leben. Der Bahnhof schien eine Endstation oder ein Sammelpunkt für die Nachschübe und Nachzügler der Bourbakischen Armee zu sein. Es mußte Bewunderung erregen, mit welcher Bereitwilligkeit und mit welchem guten Zutrauen sich immer wieder Tausende um Frankreichs Trikoloren scharten, wiewohl der Sieg an sie sich nicht heften wollte. Auch hier alle möglichen Uniformen. Da sah man Garibaldianer mit roten Hemden, schwarzen Jacken und schwarzen Hüten mit Federn, dazwischen graue Hosen, blaue Jacken und rote Mützen mit grünen Streifen; alle waren prächtig herausstaffiert. Das Theatralische im französischen Volkscharakter, die Begabung der Franzosen, sich zurecht zu machen, zu drapieren und zu ornamentieren zeigte sich hier so recht. Bei jedem ein Überschuß von Rot aber immer kleidsam als Gürtel, Schärpe, Aufschlag. Viele schienen ein Gefühl davon zu haben, wie hübsch sie aussahen; immer wieder ließen sie den Blick an sich nieder gleiten. — Die Gesichter mit dem Ausdruck des Hohnes und der Rache, an denen es ja auch hier nicht fehlte, die Verwünschungen, die man uns entgegen schleuderte, alterierten uns nicht mehr; man vergriff sich wenigstens nicht thätlich an uns. So standen wir, an die Mauer des Perrons gedrängt. Unterdessen kamen noch einige kleine Gefangentransporte, von je 6—8 Mann. — Leidensgefährten! Unser Mut stieg. Ist doch geteiltes Leid nur halbes Leid, und freute man sich doch, Landsleute, Kameraden, wenn auch unter traurigen Verhältnissen zu sehen. Unter den Hinzugekommenen befand sich ein Feldgeistlicher, ein Badenser, ein junger kräftiger Mann. Er war bei Beginn des Feldzuges freiwillig den hinausziehenden Truppen gefolgt und — ganz gegen die Genfer Konvention — bei der

Handreichung, die er einem Verwundeten, einem Freunde von ihm hatte thun wollen, gefangen genommen. Ihm war es nicht minder traurig ergangen als uns; er war von einem brutalen französischen Offizier ins Verhör genommen worden, und dieser hatte ihm im Verlaufe desselben in roher Weise die Brille im Gesichte zerschlagen; man sah noch die Spuren davon. — Es wurden einige Wagen zusammen geschoben und wir zum Einsteigen aufgefordert. Die Fahrt ging nach Besançon. Wir wurden hier für die Nacht in einer Art Packkammer auf dem Bahnhofe untergebracht. Hier standen wir, ließen uns auch einmal schüchtern nieder auf den Kisten und Ballen der Packkammer und sahen den Verrichtungen der Beamten, dem Herein und Hinaus der Mobilgarden und andrer zu. Man war hier nicht so „rücksichtslos“ uns gar keiner Beachtung zu würdigen; aber man nahm auch nicht mehr Notiz von uns, als uns lieb war. Ein junger schwindsüchtiger Mensch, die Polenmütze keck auf dem Haupte, kam an uns heran mit der Frage, welche Regimenter von den unsern polnische seien. Der junge Mann mochte merkwürdige Spekulationen im Kopfe haben. „Wir haben keine polnischen, wir haben nur deutsche Regimenter,“ antwortete ihm der thatenlustige, frische Geistliche. Der junge Bursch verließ uns. Am andern Morgen wurden wir unter dem Getute zweier Hornisten an unsrer Spitze vom hochgelegenen Bahnhofe herunter nach der Stadt geführt. Besançon, ein Kriegsplatz erster Klasse, liegt in einem weiten Kessel im Thale des Doubs, von ziemlich hohen Bergen umgeben, die alle, wie wir sahen, von Forts und Schanzen gekrönt und, wie es schien, neu befestigt und armiert waren. Vor einem Gebäude, dem Sitze irgend einer Behörde, machten wir Halt. Wir erblickten von hier aus einen freien Platz und sahen, wie auf demselben tüchtig exerziert wurde. Wir wurden in das Innere des Gebäudes geführt und in ein Zimmer gebracht. Hier wurden unsre Personalien aufgenommen. Diejenigen unter uns, welche der französischen Sprache mächtig waren, mußten als Dolmetscher dienen. Von den Beamten wurden wir übrigens anständig behandelt, durchaus artig und höflich. Nach diesem Akte erfolgte unter vielem Volkszusammenlauf unsre Abführung nach dem Stadtgefängnis. Mir schien es, als wenn man uns auf dem Wege dorthin zur Schau durch recht viele Straßen führte. Wir hatten dadurch allerdings Gelegenheit, die Stadt etwas näher kennen zu lernen; ich hätte freilich gern auf diesen Wissenszuwachs verzichtet.

Besançon ist eine hübsche Stadt, eine von denen, die ihren eigenen Charakter, ein Gesicht für sich haben; solche Städte sind immer interessant, wirken anheimelnder als die architektonisch-korrekt gebauten mit den langen Straßenzeilen und hohen Häusern im oft übersättigend wirkenden Schmuck der Façaden. Wir hatten unser Ziel erreicht. Durch ein Thor, dann durch einen überbauten Gang gelangten wir in den Gefängnishof. Aus zwei Thüren eines der den Hof umschließenden Gebäude lugten — wir stutzten nicht wenig — andre unsrer Kameraden heraus. Wir hatten gar nicht geglaubt, daß es den Franzosen gelungen war, außer uns noch andre zu „fassen“. Unsre Kameraden machten ein nicht minder erstauntes Gesicht, uns noch „zugereist“ kommen zu sehen; wir wurden ihnen inkorporiert. Es war ein waschhausartiger, feuchter Raum, in dem sie sich — es mochten gegen 100 Mann sein — befanden und in dem auch wir uns jetzt sahen. An den Seiten desselben war etwas Stroh zum Nachtlager ausgebreitet. „Nun laßt's euch wohlschmecken!“ sagte einer. Wann würde dieses erbärmliche Dasein ein Ende nehmen? Und doch behauptete sich der Humor auch hier noch. Es war schließlich ein ganz „fideles Gefängnis“, in dem wir uns befanden. Ich hätte es kaum für möglich gehalten, „hinter hohen Kerkermauern“ einem solchen Maße von guter Laune, von Lachen und Ausgelassenheit zu begegnen. Wir erhielten jeder einen Blechnapf. Auf den Ruf: à la soupe! gingen wir mit diesem über den Hof einem andern Gebäude zu, um unser Essen in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit machten wir mit denen Bekanntschaft, die auch „uniformiert“ waren; sie trugen nämlich alle Leinwandhosen und -jacken, auch große Mützen. Besonders wohl war mir's nicht gerade in dieser „Gesellschaft“. Wir erhielten unsern Napf voll Suppe ohne Fleisch. Einer meinte, das wäre so, in Gefängnissen erhielte man kein Fleisch; ich hatte wieder ein plus in meinem Wissen zu verzeichnen. — Andre Lebensmittel besorgten uns übrigens die Gefängnisbeamten für Geld — wer etwas hatte! — bereitwilligst. Wir erhielten auch eine Stunde, in der wir uns auf dem Gefängnishofe ergehen konnten; die „Condamnés“ schauten dabei hinter den eisenvergitterten Fenstern auf uns nieder. — Hier kampierten wir einige Tage. Es war doch ein recht unheimlicher Aufenthalt. Wohin würde es noch gehen? Über unser weiteres Ziel erfuhren wir nichts Bestimmtes. Man war dagegen auch gleichgültig. Die Rückkehr in die Heimat lag jetzt in durchaus

nebelhafter Ferne; mochte es nun hingehen, wohin es wollte. Es hieß, wir würden nach Algier gebracht. Wenn mir's also ganz gleichgültig war, wohin es ging, so gestehe ich, daß der Gedanke Algier zu sehen, unter afrikanische Sonne versetzt zu werden, die braunen Söhne der Wüste, vielleicht die Sahara selbst zu schauen, eines gewissen Reizes für mich nicht entbehrte. — Endlich wurden wir aus dem Gefängnisse heraus geholt. Unter Bedeckung von Mobilgarden ging es auf den Bahnhof, um nun in unsre eigentliche Kriegsgefangenschaft, far in the West abgeführt zu werden. Die Fahrt, so manches Lehrreiche und Anregende sie auch in Aussicht stellte, drohte doch auch mit neuen Schrecknissen. Es war ja bekannt, daß die Städte in Frankreich nur noch lose am Faden der Ordnung hingen. Was konnte einen rotrepublikanischen Pöbelhaufen abhalten, über uns herzufallen und furchtbare Rache an uns zu nehmen? Hinterher ist über solche Anwandlungen von Furcht freilich gut lachen. Ich gehöre nicht gerade zu den ängstlichen Naturen; für den Augenblick aber ist eine solche Situation doch alles andre mehr als lächerlich. Auf den einzelnen Stationen, wo gewöhnlich Volk zusammen lief, hielten wir es daher auch für geraten, uns in unsern Koupees möglichst zurück zu ziehen. — Wir hatten auf dem Bahnhofe noch einmal Gelegenheit die Berge um Besançon herum mit ihren Festungswerken und Posten zu sehen; wir stiegen ein. In jedem Koupee oder „Compartiment", wie es in Frankreich heißt, nahm ein Mobilgardist mit Platz. Diese Leute, die wir auf der nun folgenden langen Fahrt kennen zu lernen Gelegenheit genug hatten, zeigten sich recht rücksichtsvoll; es waren gutmütige Menschen. Unser nächstes Ziel war Lyon. Von Besançon bis Lyon werden es ungefähr 30 Meilen sein. Die Landschaft bot anfangs nichts Besonderes; nur wo wir Flüsse zu passieren hatten, zeigten sich Bilder von eigentümlichem Reiz. An den Ufern erhoben sich schloßartige Gehöfte mit Rundturm und Spitzdach; hohe italienische Pappeln bildeten die Avenuen oder standen in Gruppen um das Gehöft herum. So ging es meilenweit. Dann bekamen wir zur Linken die Jurakette zu Gesicht, blau und duftig; rechts dehnte sich Flachland aus, von Waldstreifen und niedrigen Höhen durchzogen. An einer großen Stadt langten wir an; es war Bourg, Hauptort im Departement Ain; hier befindet sich die berühmte Kirche Brou aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts mit reichen Mausoleen des Hauses Savoyen. Von Bourg an kamen wir ersichtlich in

eine mehr südliche Landschaft; die Dörfer sahen anders aus; das Flachdach, die italienische Vigne traten auf. Es war in den Vormittagsstunden, als wir endlich die Erdbefestigungen und bald darauf auch den ersten, weit vorgeschobenen Bahnhof von Lyon erreichten. In der zweiten Bahnhofshalle stiegen wir aus; wir wurden zu einigem Aufenthalte in einen Warteraum gebracht. Die Mobilgarden gewährten uns, beispielsweise zum Wasser zu gehen, möglichste Freiheit. Wir wurden zum Antreten gerufen. Es ging eine Steintreppe hinauf; mit dieser hatten wir das Niveau der Stadt gewonnen. Wir marschierten über einen großen Platz mit schönen Anlagen und einem Reiterstandbilde darauf einer der langen Straßen zu, die von verschiedenen Seiten her auf den Platz mündeten. Glücklicherweise lief nicht so viel Volk zusammen; man achtete unser verhältnismäßig wenig; ich hatte hier in Lyon Schlimmeres befürchtet. Ein weiteres Glück war es, daß man uns nicht tiefer in die Stadt hinein führte. Noch vor der Einmündung jener Straße wurden wir in ein noch an dem Platze stehendes kasernenartiges Gebäude gebracht. Ich konnte einen Blick in die Straße hinein werfen und empfing dadurch etwas von dem großstädtisch-opulenten Eindruck, den Lyon macht. Weiter sah ich nichts von der Stadt; mich gelüstete auch nicht darnach. Man war immer froh, wenn man sich wieder hinter Schloß und Riegel befand. In der Kaserne blieben wir einige Zeit. Wir erhielten jeder zwei Brote, ungefähr 3—4 Pfund jedes. Mit diesen zwei Broten unter den Armen ging es in den Nachmittagsstunden wieder auf den Bahnhof. Wir traten nun eine lange, ununterbrochene Fahrt quer durch Frankreich an. Außer unsern zwei Broten erhielten wir auf dieser Fahrt nichts weiter. Wasser zu erlangen, hatte auf den einzelnen Stationen auch seine Schwierigkeiten. Die Landschaften, die wir durchfuhren, waren ja interessant; aber man hatte nicht das rechte Auge dafür. Endlich — es war in Abendstunden — hielt unser Zug. Wir stiegen aus; dort zeigten sich die Masten von Schiffen; wir mußten am Ufer des Ozeans angekommen sein. Unter großem Volksauflauf wurden wir in eine Stadt geführt. Es war La Rochelle. Wir wurden im Arresthause untergebracht. Zu essen bot man uns auch hier noch weiter nichts an. Auf den Dielen eines langen Korridors in dem Arresthause streckte ich mich, den Kopf an die Wand lehnend, im höchsten Grade ermüdet und abgespannt nieder.

Ile d'Oléron.

Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehen; sei's, daß hier immer ein Wachtturm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide.
(Aug. Graf von Platen.)

* * *

So träge schlich, so schwül und bang
Noch keine Zeit vorüber.

Es war wieder matin. Die Vormittagsstunden gingen dahin; wir bekamen noch immer weder etwas Warmes noch etwas Kaltes; um uns kümmerte sich überhaupt niemand. Bei einem der Beamten des Arresthauses, der am Eingange zu demselben seine Wohnung hatte, war Wein zu haben; ich erstand mir eine bouteille. Gegen Mittag holte man uns aus dem Arresthause heraus. Es war Sonntag. Diesen Tag kannte man gar nicht mehr. Zwischen einer dicht gedrängten Menschenmenge, ich mit meiner Weinflasche im Arme, — man bemerkte übrigens hier nichts von Verbissenheit; das Ganze hatte mehr den Charakter einer Volksbelustigung — führte man uns zum Hafen. Hier lag ein Schiff bereit; über ein schmales Brett bestiegen wir dasselbe. Hunderte von Menschen standen am Ufer und begafften uns. Nicht lange jedoch, das Schiff setzte sich in Bewegung, und fort ging's in's Meer hinaus. Die Wogen des Atlantischen Ozeans gingen ziemlich hoch. Bei dieser Fahrt auf dem nicht großen, schwanken Dampfer, der feuchten, weichlichen Luft, vielleicht auch mit infolge unsrer körperlichen Abmattung fielen denn auch die meisten von uns der Seekrankheit anheim. Ich befand mich in einem kläglichen Zustande; das scheußliche Gefühl, das bei jeder Schwankung des Schiffes alle meine Nerven ergriff, ist mir noch gegenwärtig. Nach ungefähr 3—4 stündiger Fahrt erreichten wir eine Insel, die Insel Oléron. Wir landeten; von den Bewohnern der Insel zeigte sich wenig; sie hatten, wie ich nachher sah, das Schauspiel, daß Gefangene ankamen, schon öfter gehabt. Glücklicherweise verließ mich die Seekrankheit bald, nachdem ich festen Boden unter mir fühlte. Wir verfolgten einen schmalen Pfad in dürrem Grase, so dürr und öde wie unser ganzes

Dasein und gelangten zu einem Seefort. Die Zugbrücke ging nieder, und wir betraten über dieselbe den von Kasematten rings umschlossenen Hof des Forts. Hier fanden wir Landsleute. Es war kein freudiges Zusammentreffen. Wir standen an der Mauer einer der Kasematten entlang. Ich fühlte mich unsagbar niedergedrückt. Wann würden wir endlich einmal wieder zurückkehren können ins deutsche Heimatland, den Rauch von seinen Hütten aufsteigen sehen? Wir wurden abgezählt und den einzelnen Kasematten zugewiesen. Wir hatten unser Ziel erreicht. Ich legte mich auf mein Strohlager nieder und deckte mich mit dem Rocke zu; etwas andres zu diesem Zwecke hatten wir nicht. Denn auch der Mantel war mir bei der Gefangennahme entrissen worden. Am andern Morgen wusch ich mich an dem Brunnen auf dem Hofe. Ich sah mich um; innerhalb des Hofes gestattete man uns freie Bewegung. Eine der besser eingerichteten Kasematten am Thore zu dem Fort bildete das Lokal des wachthabenden Offiziers; eine andre ebenfalls am Thore gelegene diente der Wache, einer Abteilung Mobilgarden, zum Aufenthalte; in einer dritten wurde für uns gekocht; eine vierte war zur Aufnahme der Erkrankten bestimmt; in einer fünften befand sich eine Kantine und in den übrigen vier größten endlich lagen wir, die Mannschaften. Es befanden sich mehrere Hundert hier, aus allen Teilen der deutschen Armee zusammen gewürfelt. Auffällig war mir, daß es unter den Gefangenen viel Polen gab. Hatte der junge Mensch auf dem Bahnhofe in Besançon doch nicht ganz falsch spekuliert? — Ich habe für dieses Volk immer eine gewisse Sympathie gehabt; der Name Polen hat mir immer den Namen Kosciusko in die Seele gerufen. Seitdem ich jedoch hier Gelegenheit gehabt habe, mit dem Volke näher in Berührung zu kommen, habe ich viel von dieser Sympathie verloren. Unreinlich, träge, erschienen mir diese Polen verschlossen, mißtrauisch; ein Verkehr mit ihnen wie mit Kameraden anderswoher aus dem Vaterlande, aus Bayern, Baden, Sachsen war nicht möglich; sie blieben für sich; man ließ sie auch. Von dem Vorzuge eines lebendigen, regsamen Geistes, den man ihnen beilegt, den Tugenden der Begeisterung für den Gedanken der Ehre und des Ruhmes, der großmütigen Gastfreundschaft, die man ihnen nachrühmt, habe ich wenigstens nicht viel gefunden. — Frühmorgens gegen 10 Uhr erhielten wir je 12 Mann eine Schüssel Brotsuppe mit etwas Fleisch, ebenso abends gegen 6 Uhr. Von dieser Suppe bekam man nun freilich herzlich

wenig, besonders wenn man es nicht verstand, sich durch die übrigen elf, wie gesagt, meist Polen! hindurch zu drängen. Ein Stückchen Fleisch war wie ein Gewinn in der Lotterie. Außerdem erhielten wir pro 2 Tage 2—3 Pfund Brot; das war alles. Da hieß es denn, den Gürtel fester schnallen. Wie schaute man da sehnsüchtig nach dem Wagen aus, der das Brot bringen sollte! Und doch durfte man auch in das Brötchen nicht zu tief hinein beißen; es mußte ja zwei Tage reichen. — Es hatte sich, wie erwähnt, in einer der Kasematten ein Kantinier etabliert; bei dem war alles zu haben, was man nur wünschte, Brot, Delikatessen, Wein, Kaffee, Cigarren freilich gegen ganz horrende Preise. Der liebenswürdige Inhaber der Kantine, dem ein Braunschweiger, offenbar ein Kaufmann, als Dolmetscher diente und zur Hand ging, nahm den Silberthaler für 2 Frank 15 Sous an, den Papierthaler für noch viel weniger; ein Brötchen von ungefähr 30 Pfennigen an Wert berechnete er mit drei Franks; dementsprechend waren die Preise für alles andre. Und doch ging es manchmal äußerst launig und fidel in der Kantine zu; es wurde gesungen und „gezecht“, so lange die paar Franks und Centimes, die man noch hatte; reichen wollten. — Dann hatte die „liebe Seele“ Ruhe. Mancher postierte sich vormittags und nachmittags vor die Kasematte, in der für uns gekocht wurde, um einen Knochen zu erwischen, den die Kochenden hinaus warfen und an dem sich vielleicht noch einige Sehnen und Fleischteilchen befanden; wie der Löwe mit seiner Beute zogen sie sich dann mit einem solchen Knochen zurück. Schlimm war es auch für die Raucher, denen das edle Kraut jetzt ganz fehlte. Man hatte auf viel zu verzichten. Die Ungeduld darüber führte einmal zu einer förmlichen Empörung. Wir wurden in die Kasematten gesperrt; die Lage war bedenklich. Am andern Tage wurde uns ein Schreiben vom Kommandanten der Insel verlesen, in welchem es hieß, daß er das Recht habe, bei dem geringsten Vorkommnis standrechtlich gegen uns zu verfahren, daß es ihm aber fern liege, von seiner Machtbefugnis Gebrauch zu machen; er wisse, daß unsre Verpflegung nicht sei, wie wir dieselbe vielleicht gewohnt wären; das läge in den Verhältnissen. Mit der Mahnung, unser Los einstweilen ruhig zu tragen, schloß das Schreiben, gewiß ein Zeugnis für den ritterlichen Charakter des Mannes, als welchen er sich bei unsrer Abfahrt noch einmal zeigte. — Dann tauchte eine andre Idee auf. Man wollte die Wache entwaffnen, sich mehrerer Schiffe bemächtigen und Seekundige

auf der Insel zwingen, uns von dannen zu führen. Eine solche Idee konnte freilich nur Köpfen entspringen, die nicht wußten, wo sie sich eigentlich befanden und nicht fähig waren, die Unausführbarkeit eines solchen abenteuerlichen Planes einzusehen. Und doch hatten die Besonnenern alles zu thun, um solche zur Raison zu bringen; das war ein weiteres Leiden, das sich all den andern zugesellte. —

Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Zur Pein wurde besonders die Langeweile. Wie sollte man die Zeit hinwegtöten? Außer der Empfangnahme unsrer Lebensmittel hatten wir rein gar nichts zu thun. Wie sehnte man sich darnach, einmal etwas zu lesen, etwas Ordentliches zu hörn! Wir waren von aller Welt abgeschnitten. Wie mochte es draußen stehen? Wann würden wir erlöst werden? Das waren die ewigen Fragen, die immer und immer wieder nach allen Seiten hin ventiliert wurden. Dinge, über die sich Generalstab und Kabinet bis heute den Kopf zerbrochen, hatten wir dabei längst gelöst. Wir hatten die Waffenstillstandsparagraphen längst festgesetzt, die Präliminarien entworfen, die künftige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich klipp und klar gezogen. Welche Leere man schließlich empfand bei Aufstellung solch fundamentloser Hypothesen, kann sich der Leser leicht denken. Ein kleines Stück einer französischen Zeitung, das ein Mobilgardist weggeworfen, fiel uns einmal in die Hände. (Die Leute waren übrigens sehr vorsichtig damit, sicher um uns nicht wissen zu lassen, wie es draußen stand) „Söhne Frankreichs! Eure Mutter liegt am Boden. Gierig schlägt der deutsche Geier seine Krallen in ihre Brust. Eilt zu den Waffen, wer einen Arm nur heben kann! Rettet Eure Mutter, das Vaterland!" So ungefähr war auf dem Stück Zeitungspapier zu lesen. Wir schnitzten uns Schachfiguren aus Reisern und markierten auf dem Boden ein Schachbrett, um Schach zu spielen. Wir veranstalteten in einer der Kasematten theatralische Aufführungen, denen der eine oder andre der Mobilgardisten, auch der wachthabende Offizier mit zusah. Wir schrieben Briefe in die Heimat; das war uns gestattet. Wir mußten diese jedoch offen abgeben; außerdem war uns eröffnet, daß unsre Briefe zunächst nach Bordeaux gingen, an den Sitz der damaligen französischen Regierung; es hatte also lange Beine, ehe sie in die Heimat kamen. Von vier Briefen, die ich nach und nach abgesandt habe, ist nicht einer angekommen. Wir schlossen uns zusammen, um ein Lied mehrstimmig zu singen. Eine angenehme Ab=

wechselung kam dadurch in unser einförmiges Dasein, daß man uns, nachdem wir vielleicht vierzehn Tage in dem Fort zugebracht hatten, nachmittags abteilungsweise auf eine Stunde hinaus an den Meeresstrand führte. Auf diese Stunde freute ich mich immer. Über die Zugbrücke hinweg bogen wir rechts, um unser Fort herum, dessen Mauern sich dicht am Ufer erhoben. Am Strande selbst war es öde: weithin im Sonnenglanze leuchtender Sand, weiter landaufwärts etwas dürres Gras und einzelne Bäumchen, rechts die düstern Mauern unsres Forts, links, etwas weiter hin eine kleine felsenartige Erhebung mit einigem Strauchwerk. Aber vor uns das unermeßliche, ewige Meer. Hier lagerte ich mich in den Sand. Hier hätte ich liegen und sehen und träumen mögen, zusehen mögen dem ewigen Wechsel der Erscheinungen auf der unendlichen Wasserfläche. Da entsteht plötzlich eine sich vom Himmel herunter senkende, scharf abgegrenzte Wand, wie es scheint, senkrecht herab fallenden Regens; sie zieht auf dem Meere dahin und verschwindet wieder. Da fahren Wasserwände daher, niedere und höhere, von Minute zu Minute sich folgend; sie erreichen den Strand, überstürzen sich, denselben überspülend, hier und da einen Seestern, eine Krabbe, eine Muschel liegen lassend. Dort stürzen Seevögel jauchzend in die Flut. Am Horizonte segelt ein Schiff; bald verschwindet es wieder. — Allez! allez! Ich sah nach Osten; dort lag die Freiheit, die Heimat.

Und noch eine „Abwechselung" hatten wir. —

Nur wenn sie einen begraben,
Bekommen wir was zu sehn,

sagt Heine irgendwo. Leider kam dies „Begraben" öfter vor.

Die Pflege der Kranken war die denkbar erbärmlichste. Von acht zu acht Tagen kam allerdings ein Arzt geritten. Ich sehe ihn noch immer mit dem hohen Cylinder und jüdischen Typus auf seinem kleinen, dicken Pferde. Er sah sich die Kranken an, gab einige Ratschläge; (bezüglich der Medikamente war es auch traurig bestellt) dann ritt er wieder von dannen. Wer hier ernstlich krank wurde, konnte nur mit dem Leben abschließen. Unsre Toten wurden auf dem Friedhofe des $1^1/_2$ bis 2 Stunden von unserm Fort gelegenen Städtchens St. Pierre, einem behaglichen Ackerstädtchen inmitten der Insel bestattet. Es war uns erlaubt, ihnen das Geleit dahin zu geben. Die Bestattung der ersten, die auf der Insel starben, ging in aller Stille vor sich. Für die nächsten Leichenbegängnisse hatten wir uns ein paar Grablieder mehrstimmig eingeübt, um sie unsern

Kameraden in die Gruft nachzusingen. Das erregte Aufsehen. Man sah, wie wir unsre Toten zu ehren bemüht waren. Wir hatten das ein paarmal gethan, und nun wurden alle unsre weiteren Leichen von einem Geistlichen, gefolgt von Chorknaben, empfangen, in die Kirche geleitet und hier mit allem Zeremoniell eingesegnet und dann zur Ruhe bestattet. Der Friedhof machte einen guten Eindruck; die Kreuze und Denkmäler alle in Marmor; man ehrte die Toten; dazu sprach aus allem eine gewisse Wohlhabenheit. Cypressenbäume und wilder Lorbeer faßten die Gänge und Steige ein; hier und dort ragte ein Ginsterstrauch kahl wie Besen mit seinen hundert Ruten in die Luft; Hagerosen mit roten Früchten standen zu Füßen der Gräber. Nun hielten wir am Grabe. Das Brett, auf dem der Sarg stand, eine einfache Holzkiste, wurde an das Grab getragen und dann gesenkt, so daß der Sarg allmählich hinab glitt. Ein Tau, von zwei Männern gehalten, regelte das Hinabgleiten. „Da unten ist Frieden im dunkeln Haus", sangen wir dazu; noch ein kurzes Gebet. Dann warfen wir drei Hände voll Erde hinunter, und damit war's gethan. Wer war der Tote? Einer unsrer Kameraden! Das war alles, was man von ihm wußte. Fern von der Heimat, fern von den Lieben war er hier hinab gesunken. Kein Kränzlein wurde auf sein Grab gelegt. — So stirbt man in der Fremde.

Einmal bei einer Rückkehr vom Friedhofe ersuchte uns ein vornehmer Herr, der eine Villa bewohnte, ihm doch einige unsrer Lieder zu singen. Das thaten wir denn auch und wurden dafür mit Wein bewirtet.

Bei diesen Leichenbegängnissen hatten wir Gelegenheit, die Insel etwas näher kennen zu lernen. Isle d'Oléron ist $4^1/_2$ Quadratmeilen groß, also so groß wie etwa Wollin. Der Boden besteht größtenteils aus Dünensand, ist jedoch wohl bewässert und erzeugt auf seinen fruchtbaren Strecken bei dem milden Klima (die Sonne wirkt hier schon mit südlicher Kraft; in der Zeit, in der wir hier waren, gab es freilich auch viel stürmische und regnerische Tage) eine Menge Getreide, Hülsenfrüchte und Wein; letzterer ein nur kleines Gewächs in dem sandigen Boden. Weite Strecken sind Sumpfland wie die Marais zwischen Rochefort und der Küste, und hier wie dort hat man diese unfruchtbaren, wenn auch jetzt trocken gelegten Sümpfe zur Gewinnung von Seesalz hergerichtet. Das Seewasser wird in große flache Teiche geleitet und durch den einfachen Prozeß der Verdunstung auf Seesalz hin bearbeitet.

Mit großen Krücken, den râbles werden die Krystalle heraus gefischt und dann in daneben befindlichen, backofenförmigen Strohhütten — wir sahen viele derselben — aufbewahrt. — Die Bevölkerung, ziemlich zahlreich und augenscheinlich wohlhabend, hat sich in zwei Städten und vier Dörfern konzentriert. Die beiden Städte sind Chateau (hier lagen ebenfalls Gefangene) und das oben erwähnte St. Pierre. St. Pierre ist größer, steht aber an Bedeutung hinter Chateau zurück. Hier befinden sich die Citadelle und die Kasernen; hier wohnen die Behörden; es ist der herrschende Punkt. Der ärmste Teil der Bevölkerung lebt von der erwähnten Salzindustrie; andre sind Schiffer, Fischer und versorgen den inländischen Markt mit Fischen und Austern, von denen sich die letzteren der besondern Geneigtheit der Pariser Gourmands erfreuen. Die Wohlhabenden sind Ackersleute; einige Wenige treiben Handel.

Isle d'Oléron hat mit Isle Ré und der zwischen beiden liegenden kleinen Insel Aix, eines Punktes von besonderer Wichtigkeit, zu allen Zeiten eine Bedeutung in der Geschichte des Landes gehabt. Schon im Mittelalter gab es ein „Oleronisches Seerecht".

Zwischen der Mündung der Loire und der Gironde aber mehr in der Nähe dieser letzteren buchtet der Atlantische Ozean tief ins Land hinein und schafft hier eine Küstenformation, die eine Landung des Feindes begünstigt. Es handelte sich seit lange darum, das Land an dieser verwundbaren Stelle fest zu machen. La Rochelle und Rochefort, die an dieser Stelle gelegen sind, wurden Festungen. Das genügte aber nicht. Die Annäherung mußte bereits erschwert werden, und hierzu boten die vorgelegenen Inseln die beste Gelegenheit. Die kleineren wurden ihrem ganzen Umfange nach in Forts verwandelt; die größern wurden mit einem Kranze von Werken umgeben. Diese größeren Inseln waren Isle Ré und Isle d'Oléron, von denen man jene als ein Außenfort von La Rochelle, diese als ein solches von Rochefort ansehen kann. Zu den Befestigungswerken fügte jede neue Regierung seit den Tagen Ludwigs XIV. neue hinzu.

Eine ganz besondere Bedeutung gewannen diese Inseln während des 25jährigen Kampfes Englands gegen die Republik und das Empire. Hier spielte sich der letzte Akt des ersten Kaiserreichs ab. Zwischen Isle Ré und Isle d'Oléron, die Ausgänge schließend, lag die englische Eskadre unter Admiral Hotham, die Auftrag hatte, die Flucht des Kaisers zur See

zu hindern, in vorderster Reihe der „Bellerophon“ unter Kapitän Maitland. Am 3. Juli war der Kaiser in Rochefort, am 12. Juli auf Isle d'Aix, wo er am 14. die berühmt gewordenen Zeilen an den Prinz-Regenten richtete: „En butte aux factions qui divisent mon pays, et à l'imitié des plus grandes puissances de l'Europe, j'ai consommé ma carière politique. Je viens, comme Thémistocle, m'asseoir sur le foyer du peuple britannique; je me mets sous la protection de ses lois, que je réclame de Votre Altesse Royale, comme celle du plus puissant, du plus constant, du plus généreux de mes ennemis.“

Den Tag darauf begab sich der Kaiser an Bord des Bellerophon, um Frankreich nicht wieder zu sehen. Am 26. Juli lag er auf der Rhede von Plymouth; am 16. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht von Leipzig, landete er auf St. Helena.

Seit 1815 wurde die Inselgruppe vor Rochefort und La Rochelle nur immer als Detentionsort genannt, zumal während der ununterbrochenen Kriege des zweiten Kaiserreichs. Anno 54 und 55 waren Russen, Anno 59 Österreicher hier in Gefangenschaft, und jetzt im Winter 1870/71 endlich wir.

So entschwand ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern. Da — am 3. März, einem Freitage (an einem Freitage, genau vor sieben Wochen, am 13. Januar war ich gefangen worden) gegen Mittag fuhr eine Equipage mit einigen hohen Offizieren in unser Fort ein, vor das Lokal des Wachthabenden. Die Herren stiegen aus. Es mußte etwas Besonderes sein, was sie herführte. Wir lauschten. Auf einmal verbreitete es sich wie ein Lauffeuer: Um 3 Uhr zum Abmarsch bereit! Wir werden ausgeliefert! War das ein Jubel! Nie werde ich diesen Tag, einen der schönsten meines Lebens, vergessen. Wir, die wir des Gesanges gepflegt, traten vor dem Lokale, in dem sich die Offiziere befanden, zusammen, um ihnen in unsrer Freude ein Lied zu bringen. Wir wurden, so viel Raum war, in das Lokal genötigt, und ein hoher Offizier, wahrscheinlich der Kommandant der Insel, dessen ich schon einmal Erwähnung gethan, nahm ein Glas und trank mit uns auf unsre glückliche Ankunft im Vaterlande. Das war ein schöner Moment. Es war wieder Friede auf Erden; der Feind stand nicht mehr dem Feinde, sondern der edle Mensch seinen Mitmenschen gegenüber. Und nun ging es im warmen Sonnenschein und unter lautem Jubel über die Zugbrücke hinüber auf demselben Pfade, den wir einst ge-

kommen waren, dem Strande entgegen; das Fort lag hinter uns. Am Strande hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt. Die Gefangenen von Chateau langten auch an. Freude auf unsern Gesichtern, Freude auch auf den Gesichtern der Inselbewohner. In einiger Entfernung lag ein gewaltiges Kriegstransportschiff vor Anker. Auf Kähnen, den Inselbewohnern noch einen Abschiedsgruß zurufend, wurden wir an das Schiff gebracht, das wir auf von oben herab gelassenen Strickleitern erstiegen. Das war eine ungewohnte Arbeit; da klammerte man sich fest an die Strickleiter an; die Matrosen waren uns jedoch behülflich und schoben nach. Der Schiffskoloß lichtete die Anker und dampfte dem Kriegshafen Rochefort sur Mer entgegen. Wir sollten alle unter Deck. Ich trieb mich jedoch so lange „hinten" herum, bis die meisten von uns hinunter waren. Uns, einen kleinen Teil ließ man dann oben. Ich hatte so den herrlichen Genuß, mich umschauen zu können. Das Wetter war prächtig. Glücklicherweise spürte ich nichts von der fatalen Seekrankheit; es war aber auch von einem Schwanken dieses Schiffskolosses keine Rede. Mit großem Interesse beobachtete ich den Kapitän auf der Kommandobrücke. Man muß vor einem solchen Manne Respekt haben. Wie flogen die Matrosen auf einen Wink von ihm! Ein Kahn mit drei solcher Teerjacken kam herangerudert; ich wußte nicht woher. Im Nu war der Kahn am Schiffe angelegt, waren die Wasserratten an demselben empor. So lenkten wir in die Charente ein und langten nach drei- bis vierstündiger Fahrt im Hafen an. Rochefort ist noch 2 Meilen von der Küste entfernt; aber die Flut dringt bis hierher vor und macht es zu einer Seestadt. Im Hafen lag Schiff an Schiff, wahre Kolosse; besonders fiel mir bei der Einfahrt ein gewaltiges Sanitätsschiff auf. Über Brücken gelangten wir aus einem Schiff in das andre. Ohne Aufenthalt ging es weiter dem Bahnhofe zu.

XII.

Heimwärts.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
(Schiller, die Piccolomini.)

Es war vollständig dunkel geworden, als wir auf dem Bahnhofe in Rochefort anlangten. Hier stand schon ein Zug für uns bereit. Wir stiegen ein, und vorwärts ging's in die Nacht hinaus. Wir schlugen die Richtung nach Poitiers ein. Es war in der Morgenfrühe, als wir die im Strahle der Sonne glitzernden Felsmassen durchfuhren, auf deren Höhe sich die Stadt erhebt. Poitiers bietet einen äußerst interessanten Anblick. Weiter ging's. Da auf einer Station zwischen Poitiers und Tours erwarteten uns deutsche Offiziere. Ein eigentümliches Gefühl überlief mich, als ich sie hier wieder erblickte. Hatte ich auch fast bis zum Ende mit im Felde gestanden, war ich auch in eine Lage gekommen, in der ein Entrinnen nicht mehr möglich, so leugne ich doch nicht, daß die Thatsache, daß ich überhaupt den Franzosen in die Hände gefallen war, im Momente etwas Beklemmendes für mich hatte; viel lieber wäre ich jedenfalls beim Truppenteile gewesen. Diese „Beklemmung" wich jedoch sehr bald einer jubelnden Freude darüber, daß ich mich wieder unter dem Schutze unsrer Offiziere sah. Sie traten grüßend an die französischen heran, die uns bis hierher geführt hatten. Diese überreichten den deutschen Offizieren Papiere, wahrscheinlich unsre Präsenzlisten. Wir stiegen aus, traten an, wurden abgezählt, und damit war unsre Auslieferung vollzogen. Die französischen Offiziere empfahlen sich.

Wir stiegen wieder ein, und unter deutschem Kommando — es war, als wenn der Zug jetzt schneidiger dahin brauste — ging es nach Tours. In Tours wurden wir einquartiert und blieben zunächst ein paar Tage hier. Zum Dienst wurden wir nicht herangezogen; es wurde uns vergönnt, ganz unsrer Erholung zu leben; das thaten wir denn auch weidlich. Nach langem Darben erfreuten wir uns einmal wieder einer guten, reichlichen Verpflegung; dieselbe wollte mir in den ersten Tagen freilich nicht sonderlich bekommen; der geschwächte Magen wollte nicht angreifen. Wir sahen uns die schöne Stadt an. Tours

macht einen überaus angenehmen Eindruck. Es ist eine Stadt der Gärten und Villen. Bemerkenswert unter den Straßen ist die Rue Royale mit ihren prachtvollen Magazinen, unter den Gebäuden die Kathedrale, die Präfektur u. a. Ausgezeichnet ist Tours durch seine breiten, herrlichen Boulevards. Wir standen auf der Brücke über die breite Loire, das Panorama genießend, das im Thale der Loire dem Blicke sich darbot. Am Eingange zu der Stadt von der Loirebrücke her steht das weiße Marmorbild des großen René Descartes. Cogito ergo sum, las ich an dem Denkmale, den Satz, den der Denker a priori nicht bezweifelte. Gedankenvoll ging ich weiter; ich war noch. Die Stadt lag voll von deutschem Militär. Das Kommen und Gehen von Ordonnanzoffizieren der verschiedensten Waffengattungen aus und nach dem Quartiere eines Kommandeurs an einem der schönen, von herrlichen Bäumen eingefaßten Boulevards erinnerte mich lebhaft an das Hotel in Straßburg, vor dem ich Posten gestanden hatte. Die Franzosen schauten verwundert drein in all dieses glanzvolle und dabei von der größten Pünktlichkeit beherrschte militärische Treiben. — Frisches fröhliches Leben überall. Was war es eine Freude, in den lebhaft frequentierten Restaurants bei einem Glase Wein und einer Havanna mit den Kameraden einmal wieder ein Stündchen verbringen zu können. Der Deutsche liebt das nun einmal, als wenn die Seele zu keiner Zeit zu aufrichtigen Gedanken offner oder zu richtigen fähiger wäre, sagt Tacitus schon von unsern Altvordern. Uns war, als wenn wir in eine neue Welt versetzt worden wären. Der Kaiser hat verordnet, der Kaiser hat befohlen! Wir meinten immer vom französischen Kaiser zu hören; aber unser, Deutschlands Kaiser war damit gemeint. Wir erfuhren's ja erst hier, daß der Traum, dem die deutsche Jugend nachgejagt, das Ideal, dem auch die Männer in der Paulskirche in Frankfurt a. M. stets treu geblieben, zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden war. — Es wurde uns bekannt gegeben, daß wir unsern Ersatzbataillonen zugewiesen seien; wir vom 67. Regiment sollten nach Braunschweig zurückkehren. An einem frischen, schönen Frühlingsmorgen traten wir zum Abmarsch nach dem Bahnhofe an. Das war wieder ein Geschiebe her und hin; ein Militärtransport hat immer seine Schwierigkeiten. Endlich ging es ans Einsteigen, der Heimat immer mehr entgegen. Wir durchfuhren jene reizende Landschaft, die als „Garten Frankreichs“ bezeichnet wird, und erreichten über Blois, amphitheatralisch am Ufer der Loire sich erhebend und von einem prächtigen

Schlosse überragt, spät abends die schöne und interessante Stadt Orléans. Hier wurden wir einquartiert. Wir marschierten vom Bahnhofe in die Stadt. Auf einem großen, freien Platze loderten einige Feuer ganz wie im Kriege; ich konnte in der Dunkelheit nicht erkennen, ob dieselben von Militär herrührten — ein eigentümlich wirkendes Bild. Wir marschierten über den Platz hinweg und wurden in einem Stadtteile untergebracht. Den Platz erkannte ich am andern Morgen als die Place du Martroi, auf welcher sich die Reiterstatue der Jeanne d'Arc erhebt. Ich konnte ein paar Augenblicke erübrigen, um das Standbild noch zu sehen.

Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Domremy,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul.

Diese einfachen aber in ihrer Einfachheit um so ergreifender wirkenden Worte unsres Schiller fielen mir ein. Es ist ein eigener Zauber, der die romantische Gestalt de la pucelle umgiebt. Sie war nur eines Hirten niedre Tochter; aber ein herrliches Denkmal hat sie in den Gemütern aller derer gefunden, die in den Thaten so reiner Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung den vom Himmel stammenden Funken fühlen und erkennen, ein Denkmal herrlicher als das hier in Stein und Erz. Ich hatte fast zu lange verweilt und mußte eilen, auf den Sammelplatz zu kommen. Hier trafen wir zufällig Braunschweiger Husaren und Infanterie in ihren schwarzen Uniformen. Wir freuten uns, gerade sie hier zu finden. „Grüßt unser ‚Brunsewik‘, sagt, wir kämen auch bald!“ riefen sie uns nach, als es endlich zum Bahnhof ging. Eine lange, zwar ganz interessante aber höchst aufreibende Fahrt war es, die wir nun antraten. Wir wurden nicht wieder einquartiert. Hatten wir irgendwo 1, 2 Stunden oder eine halbe Nacht Aufenthalt, so kampierten wir auf dem betreffenden Bahnhofe. Man suchte sich dann die Zeit zu vertreiben, so gut es gehen wollte. Nach und nach, wenn auch noch schüchtern zeigten sich Spuren des wiedergekehrten, so lang ersehnten Friedens; man begrüßte dieselben mit herzinniger Freude. So traf ich auf einer Bahnstation, auf der wir ein paar Stunden Aufenthalt hatten, 4 oder 5 Männer und Frauen. Ich redete sie an, fand auch eine freundliche Erwiderung. Sie hörten mir aufmerksam und mit Teilnahme zu. Gott sei Dank, daß wir wieder Frieden haben! — dieser Refrain von Millionen in jenen Tagen fand auch hier bei uns Wiederhall.

So ging eine Stunde hin. Das lange Sitzen in den Koupees 3. Klasse, namentlich die Nächte hindurch wurde nachgerade zu einer wahren Qual. Mit dem Schlafen war es nie etwas. Was geht in solchen Stunden in einer Menschenseele vor! Das Auge ist tot; die Landschaft spricht nicht zu ihm; die Bilder fallen auf die Netzhaut; aber der Nerv, der uns das Bild zum Bewußtsein bringen soll, versagt seinen Dienst. Und wie keine Bilder zu uns sprechen, so sprechen auch keine Gedanken in uns. Schemen, ein geistlos-geisterhaftes Wesen, ein fieberhaft durch das Hirn gehetztes Nichts, ein Stunden- und Minutenzählen, immer dieselbe Frage: wie weit noch, wie viel Meilen noch?! Erträglicher war es in den „Viehwagen", wenn man, wonach ich immer trachtete, in einem solchen unterkommen konnte; hier war es wenigstens möglich, sich einmal niederzulegen, wenn man auch durch das Herabgleiten einer Stiefelhacke am Schienbein oft unsanft aufgerüttelt wurde. Man war schließlich wie „gerädert", hatte auf den einzelnen Stationen kaum mehr Lust, zum Essen zu gehen. Witterte ich dazu noch Reis, dann verging mir der Appetit vollends. Tags über machte ich die Fahrt zuweilen à la Bremser auf dem Verdeck eines Wagens mit. (Der Zug wurde übrigens fast nur von der Sache kundigen Soldaten bedient.) Ich hatte auf diese Weise dann wenigstens einen freien Umblick in die Landschaft. Diese war ja wechselvoll und streckenweise reizvoll genug. Die Fahrt ging an interessanten Städten und Schlössern vorüber, durch Wald und Felspartieen, über Thäler, über die der Schienenweg zuweilen nur erst notdürftig wieder hergestellt war. Man war nur zu abgespannt.

In Orléans hatten wir uns schon darauf gefreut, vielleicht Paris noch zu berühren; das geschah jedoch nicht. Unsre Fahrt ging westlich über Montargis, Sens, Troyes, Chaumont, hier über einen bewunderungswürdigen, über ein breites Flußthal führenden Eisenbahnviadukt nach Nancy. Es war spät abends, als wir ankamen. Wir hatten hier einen längeren Aufenthalt. Obwohl ermüdet, benutzte ich die Gelegenheit doch, mit noch einigen Kameraden schnell einen Abstecher nach der Stadt zu machen, um den berühmten Stanislausplatz zu sehen, von dem ich gehört hatte. Eine Straße führte uns vom Bahnhofe direkt nach dem Platze. Durch ein im Stile eines römischen Triumphbogens erbautes Thor gelangten wir in die Stadt. Diese macht in ihren stattlichen Gebäuden an sich schon einen bestechenden Eindruck; zu einem wahrhaft berückenden wurde derselbe auf bezeichnetem Platze mit

seinen herrlichen Gebäuden, seinen künstlichen Bronzefontainen, den reich vergoldeten Gitterthoren und der hohen Bildsäule Stanislaus Leszczynskis, das alles in glänzender Beleuchtung: unwillkürlich brach ich in einen Ausdruck des Staunens und der Bewunderung aus. Leider konnten wir den prächtigen Anblick nicht lange genießen; wir mußten wieder zurückeilen auf den Bahnhof. Die Fahrt ging weiter über St. Nikolas und Luneville. Hier mußte 1801 das deutsche Reich, damals seiner Auflösung nahe, das linke Rheinufer an Frankreich abtreten. Wie heute? Straßburg und Elsaß, Metz und Lothringen unser, Ein Heldenkaiser, Ein Reich, wie es mächtiger noch nie bestand!

Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungnes zu erhalten! —

so lautet mahnend die Inschrift an dem Sieges- und Friedensdenkmal in Leipzig. — Bei Avricourt erreichten wir die lothringische Grenze. Weiter ging es über Saarburg, Lützelburg, die schöne, interessante Tour durch die Vogesen hindurch. Freilich auch ein trübes Bild bot sich hier dar. In einem von hohen Bergen umschlossenen Thale an einer kleinen Station, auf der wir kurze Zeit hielten, kamen Weiber und Kinder auf unsern Zug zugestürzt und baten mit emporgestreckten Armen flehentlich um ein Stückchen Brot; ich fühlte ein tiefes Mitleid und gab hin, was ich hatte. Endlich kamen wir ins Elsaß hinein. Nicht lange so zeigte sich das Münster, jetzt wieder ein deutscher Dom. Welche Freude, als ich es wieder sah! Was hatte ich alles abermals durchlebt, seit ich Straßburg verlassen?! Ich hatte schon gehofft, noch einmal hierher zu kommen. Mein erster Gang wäre gewiß zu meinem einstigen freundlichen Wirt gewesen; das Bild seines holden Töchterleins trat mir vor die Seele. Wir fuhren indes südwärts nur bis Wendenheim; von hier aus schlugen wir den Weg nordwärts nach Hagenau ein. Bei Weißenburg, wo noch deutlich die Spuren des furchtbaren Kampfes zu sehen waren, fuhren wir in die Rheinpfalz hinein. Damit waren wir erst wieder auf eigentlich heimischem Boden. Hätten wir es nicht gewußt, das herzliche „Willkommen", das uns überall entgegenschallte, hätte es uns gesagt.

Ja wir waren im Vaterlande! Ich hatte Frankreich bis zum atlantischen Ozean und von demselben zurück zweimal durchmessen. Was ich nach dem „großen Daniel" auf der Schule gelernt: Frankreich ist eins der blühendsten und reichsten Länder Europas u. s. w. — ich hatte es vollauf bestätigt ge-

funden. Mag es sein; mich zog es nicht dorthin zurück. Wir fuhren über Landau und das im anmutigen Thale des Speierbaches inmitten schöner Umgebungen gelegene Neustadt a. d. Haardt. Hinter uns lag hoch oben Ruine und Schloß Hambach. „Deutschlands Wiedergeburt" so lautete die Inschrift in dem schwarz-rot-goldnen Banner, unter dem einst bei dem Hambacher Feste viele Tausende den begeisterten Reden Siebenpfeiffers und Wirths gelauscht. Das Streben nach nationaler Einigung war der „rote Faden", der auch durch dieses Fest hindurch ging. — Weiter ging die Fahrt über Ludwigshafen und Worms Mainz entgegen. Den Rhein begrüßten wir diesmal nicht mit dem brausenden Hurra, das wir ihm gebracht, als wir ihn bei Koblenz sahen; aber ein inniger Dank stieg zum Himmel empor. Wir erreichten das schöne Frankfurt. Hier hatten wir einigen Aufenthalt. Spät abends kamen wir in Kassel an; in einer Art Schlafsaal für durchkommende Truppen wurden wir untergebracht. Am andern Morgen früh ging es weiter. Drüben lag Wilhelmshöhe. Was mochte in der Seele des Mannes vorgegangen sein, der Europas Geschicke 20 Jahre in seiner Hand gehalten und hier als Gefangener gesessen hatte? Warum durfte der Unglückliche nicht 3 Jahre früher sterben, umgeben von Macht und Ruhm und Herrlichkeit? Das Geschick der Napoleoniden hat unstreitig etwas Hochtragisches. — Wir fuhren über Kreiensen und gelangten über Börsum endlich — endlich nach Braunschweig. Am Bahnhofe erwarteten mich einige Freunde. Ich mußte körperlich doch sehr heruntergekommen sein. Es war das erste, was mir die Kameraden sagten. War es ein Wunder? Der lange Feldzug, dann die Gefangenschaft und nun die lange, aufreibende Fahrt?! „Nun hier in Braunschweig wirst Du schon wieder auf die Beine kommen!" Das dachte ich auch. Ich wurde einquartiert und fand die liebenswürdigste Aufnahme. „Im lieben deutschen Vaterlande!" mit dieser Überschrift schrieb ich noch an demselben Abend nach Hause. Postwendend kam alles an, was ich brauchte. Bald war ich wie neu geboren. Ich wurde zur Etappe kommandiert. Ich hatte hier zwar fast Tag und Nacht Dienst; denn die Rücktransporte nahmen kein Ende; bald kam ein Bataillon Mannschaften, für die das Essen in einer dazu hergerichteten Halle bereit sein mußte, bald ein Transport Kranke, für die Krankenträger zu bestellen waren; dann hatte ich Fahrscheine für Heimkehrende auszuschreiben, und so ging das fort. Aber ich fühlte mich ganz wohl dabei; mir war das doch lieber als der Gamaschendienst, dem ich nun noch hätte obliegen müssen.

In Braunschweig hatte ich Gelegenheit, den Prinzen Friedrich Karl noch einmal zu sehen. Die Depesche, die den Zug meldete, mit dem er kam, sagte, daß er soeben unter dem Donner der Kanonen abgefahren sei. Unter brausendem Hurra der auf dem Bahnhofe versammelten Menge fuhr der Zug ein. Der Prinz, in Feldmütze, stieg aus. Nach kurzem Aufenthalte brauste der Zug unter demselben Hurra wieder dahin.

Endlich kam der Tag, an dem wir entlassen wurden. Die Sachen wurden abgegeben, das Seitengewehr mit einem Spazierstöckchen, die Halsbinde, aus der ich die Pferdehaare so ziemlich heraus hatte, mit einem Kragen, der Brotbeutel mit einer Reisetasche vertauscht. Nach einer herzlichen Verabschiedung von meinem liebenswürdigen Quartiergeber — leider ist mir der Name entfallen — dampfte ich an einem schönen, frischen Frühlingsmorgen über Magdeburg, Köthen und Halle der Heimat zu. Am Bahnhofe erwarteten mich Mutter und Schwester. War das ein Wiedersehn! Die alte Frau war überglücklich. Ich mußte mir's durchaus gefallen lassen, mit einer Guirlande geschmückt zu werden. So ging's nach Hause. Ich warf meine Reisetasche in eine Ecke und mich auf's Sopha. — Zu Hause!!! — Nun ging's ans Erzählen. Ich brauchte bloß zu hören; die gute Mutter wurde nicht fertig. Sie hatte keine Nacht schlafen können. Es sei ihr allemal „brühheiß" geworden, wenn wieder geflaggt worden sei und sie wieder von einem „Siege" gehört habe. Sie habe dann die Minuten gezählt, bis Nachricht von mir eingetroffen sei. Und dann sei der Winter gekommen. Bei dieser „Knitterkälte" habe sie immer und immer wieder zum Fenster hinaus gesehen: Großer Gott, wo mag „der" nur liegen? Als endlich mein Name in den Zeitungen gestanden habe und das „schreckliche Wort" „vermißt" dahinter, da sei es ganz aus gewesen. Sie habe an das Regiment schreiben lassen; aber auch daher sei nur die Nachricht gekommen, daß ich aus dem Gefechte von St. Marie nicht zurück gekehrt sei, über mein Verbleiben hätte können Bestimmtes nicht angegeben werden. Endlich habe sie die Zeilen aus der Gefangenschaft erhalten; — dieselben, die ich dem jungen französischen Offizier eingehändigt — da sei sie zwar froh gewesen; aber sie habe ja dann wieder nichts weiter gehört. Endlich, endlich sei ich in Braunschweig gewesen.

Ja, was mögen die deutschen Mütter ausgestanden haben in jener Zeit?! Ganz ungleich mehr als wir, die wir draußen im Felde standen; denn was waren alle die Strapazen, die wir

trugen, gegen den Kummer, den ein Mutterherz um den Sohn durchwühlt, den es in Gefahr weiß und den es liebt, wie ein Mutterherz nur lieben kann?! Wie manches war schon über diesem Kummer zu Grabe getragen! Wie manches ging noch zu Grabe, da der Heißgeliebte nicht wiederkehrte!

Unter denen, die auf fremder Aue ruhten, war auch leider dieser und jener meiner herzigen Jugendfreunde: da fiel doch mancher Wermutstropfen in den Freudenkelch des Wiedersehns

---

Schlußwort.

Ich richtete zum Himmel meines Schwertes Spitze,
Und aus den Wettern ging der lichte Tag hervor.
Ein Kaiserschild hängt wieder an der Eiche;
Aus Kampf und Sieg das junge Reich erstand.
Hör' es mein Volk, und steh' zu diesem Reiche,
Zum Kaiser steh' und Deinem Vaterland!

Mehr als zwei Decennien sind dahin gerauscht seit jenem furchtbaren Völkerkampfe, seit jener „großen Zeit“, auf welche spätere Geschlechter mit derselben Verehrung, mit demselben patriotischen Stolze zurückschauen werden wie wir auf das Jahr 1813. Derselbe Nimbus wird den Krieg gegen den dritten Napoleon umstrahlen wie die Befreiungskriege einst gegen den ersten, ja mehr noch; denn was unsre Väter in der Erhebung der Befreiungskriege vergeblich ersehnten, wofür die deutsche Jugend in edler Begeisterung schwärmte, was die Sagen unsers Volkes nur als einen Traum uns verkündeten: das große Jahr von 1870 zu 71 brachte es uns, ein einiges, großes und mächtiges Vaterland. —

Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde gewonnen werden, hatte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 21 Jahre zuvor gesagt. Die Opfer waren groß und schwer, die der Wiederaufrichtung des Reiches fallen mußten. Das unter so schweren Opfern erreichte zu erhalten, das neue deutsche Reich auszubauen, fest zu gründen wie Fels im Meer, das muß nun und immerdar unsre heilige, ernste Aufgabe sein.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Das Werk wird aber nur gelingen, wenn wir jene idealen Ziele, Sittlichkeit, Treue, Glauben, Recht und Freiheit auf Grundlagen echten, wahren Christentums und der Vernunft unverrückt im Auge behalten, wenn wir den alten Ruhm

unsers Volkes, daß gute Sitten bei ihm mehr vermögen als anderswo gute Gesetze, allezeit zu wahren suchen, wenn es auch von uns gilt, was der Dichter sagt:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt.

Kanonen und Festungswälle allein thun's nicht; daran fehlte es den Franzosen 70 und 71 auch nicht.

Das Werk kann nur gedeihen, wenn wir als die Glieder eines starken Volkskörpers, jeder einzelne an seinem Teile es betreiben in ernster Arbeit zunächst für unsre Familie, stets aber ausschauend auf das, was unserm Volke, was dem Reiche frommt, das uns alle geschirmt, das uns alle braucht und auf jeden einzelnen von uns rechnet. So laßt uns zusammenstehen einig, einig, einig! wie der sterbende Attinghausen seinem Volke zuruft. Eine Partei hat die Kaiserkrone nicht gewonnen; wir alle haben gewonnen. Die Söhne des Adels, des Bürgers, des Bauern, des Tagelöhners fielen brüderlich nebeneinander auf den französischen Wahlstätten. Was Gott so zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Darum nicht wie einst: hie Welf, hie Waibling: hie konservativ, hie liberal, hie ultramontan, hie sozial! — **deutsch** vor allen laßt uns sein!

Vergeßt der treuen Toten nicht, die von Himmelsauen mahnend auf uns niederschauen! Über den Gräbern der für Deutschlands Einheit Gefallenen laßt es uns schwören, „zu wahren das deutsche Blut und die deutsche Treue und den deutschen Mut!" —

O Gott vom Himmel sieh darein
Und gieb uns allen jetzt und allezeit
Ein männlich Herz, zu edler That bereit,
Damit wir bauen fort an unserm Werke
Wie in den Tagen unsrer Kraft und Stärke
Als einig Volk! Dann, mögen wir vergehen,
Was wir geschaffen, das wird fortbestehen.

Das walte Gott!

Deutscher Soldatenhort.

Illustrierte Zeitschrift für das deutsche Heer.

Redigiert von H. von Below, Generallieutenant z. D.

Vierteljährlich 9 Hefte (Gartenlaubenformat) à 20 Seiten mit zahlreichen Illustrationen.

Abonnementspreis vierteljährlich durch jede Buchhandlung oder Postanstalt 1,80 M., direkt von der Verlagsbuchhandlung einschließlich Porto 2,25 M.

Durch Anregung seitens höchster Vorgesetzten entstanden, hat der deutsche Soldatenhort in der kurzen Zeit seines Bestehens einen Erfolg sondergleichen zu verzeichnen; in allen Truppenteilen der gesamten deutschen Armee ist die Zeitschrift in vielen Exemplaren eingeführt. Dieser Erfolg ist vor allem durch die Gediegenheit des Gebotenen erzielt und es wurde auch in Anerkennung dieses Umstandes der Zeitschrift das allerhöchste Wohlwollen Sr. Majestät des Kaisers und die Unterstützung der hohen Kriegsministerien von Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg zu teil.

Die bisherigen Jahrgänge haben gezeigt, daß auch ein im militärischen und christlichen Geiste geschriebenes illustriertes Blatt dreist mit den älteren illustrierten Blättern gleicher Bedeutung in die Schranken treten kann. Der deutsche Soldatenhort bringt die Porträts der deutschen Fürsten und hervorragenden Truppenführer aus älterer und neuerer Zeit, Illustrationen von militärischen Tagesereignissen, soldatischen Genrebildern, Abbildungen zu militärwissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w.

In jeder Nummer aber werden in den ersten beiden Bogen des Blattes folgende Stoffe, erläutert durch passende Abbildungen, behandelt:

1. Romane, militärischen oder vaterländischen Inhalts, meist ein Vierteljahr durchlaufend. 2. Militärische Humoresken. 3. Vaterländische Erzählungen; Schilderungen von Land und Leuten, Einrichtungen von Gebräuchen in Deutschland, einst und jetzt. 4. Feldzugs-Erinnerungen. 5. Aus der deutschen Armee-Geschichte, abwechselnd aus Nord und Süd. 6. Von der jetzigen deutschen Armee. 7. Aus fremden Heeren. 8. Aus fremden Ländern. Belehrendes aus der Naturgeschichte, Technik, Physik, Chemie ꝛc. 9. Illustrationen und die sie erläuternden Artikel. 10. Allerlei interessante Nachrichten.

In der jedesmaligen Beilage sollen gebracht werden:

11. Vaterländische Gedenktage, nach dem „Armee-Kalender des deutschen Soldatenhortes“ von H. von Below, Generallieutenant z. D. 12. Kameradschaftliches Plauderstündchen und verschiedene Anekdoten. 13. Der Briefkasten, dessen Redaktion ein in der ganzen Armee bekannter und hochgeschätzter Offizier selbständig leitet.

Aus Vorstehendem erhellt, daß der Inhalt des „Deutschen Soldatenhortes“ nicht bloß den „bei der Fahne“ Befindlichen, sondern auch ihren Familien und weiteren Kreisen Stoff zur Unterhaltung in Fülle bringt und somit wohl verdient, ein rechtes Familienblatt zu werden.

Berlin W. 41, Mauerstr. 68.

Karl Siegismund, Verlagsbuchhandlung.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Bis in die Kriegsgefangenschaft Erinnerungen aus d. Zeit d. großen Kampfes von 1870-71

Berlin 1893